This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

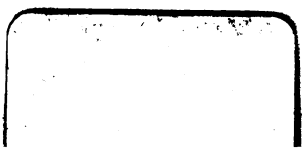
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

La
4



Kessler
NAS

Der liebe Gott

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Der liebe Gott

Eine Kindheitsgeschichte

Von

Hans von Kahlenberg, pseud
[Kessler, frau Helene (von Monbart)

Neuntes Tausend

Vita
Deutsches Verlagshaus
Berlin-Ch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
101717A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1923 L

Published, 12. February 1908.

Privilege of copyright in the United States reserved
under the act approved March 3, 1905 by
Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Geleitwort

Dies Buch versucht das Erlebnis einer Kinderseele aufzuzeichnen. Es wendet sich, rückwärtsschauend niedergeschrieben, nicht an Schüler oder Unreife, sondern an erwachsene Menschen, an die Erzieher und die Lehrenden. Wenn es in ihnen Nachdenken, Kraft und Güte weckt, hat es seine Bestimmung erfüllt.

Steglitz, im Januar 1908.

Der Verfasser.

Harv. MAY 17 1923

Die elfjährige Martina Voggesandt saß vor ihrer Bibel und las. Es war die gewöhnliche kleine Schulbibel, Handformat, in schwarze Glanzpappe gebunden, die schon die Schülerinnen der Unterklassen erhielten.

Sie las folgendes: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser.

Und Gott sprach: Es werde Licht.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.

Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn; und ſchuf ſie, einen Mann und ein Weib.

Und Gott ſegnete ſie und ſprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht ſie euch untertan und herrſchet über Fiſche im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht.

Und Gott ſprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das ſich beſamet auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, die ſich beſamen zu eurer Speiſe.

Und allem Tier auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das da lebet auf Erden, daß ſie allerlei grün Kraut eſſen. Und es geſchah alſo.

Und Gott ſah an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war ſehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der ſechſte Tag.

Alſo ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer.

Und alſo vollendete Gott am ſiebenten Tage ſeine Werke, die er machte, und ruhete am ſiebenten Tage von allen ſeinen Werken, die er machte.

Und Gott ſegnete den ſiebenten Tag und heiligte ihn, darum daß er an demſelben geruhet hatte von allen ſeinen Werken, die Gott ſchuf und machte.

Alſo iſt Himmel und Erde worden, da ſie geſchaffen ſind, zu der Zeit, da Gott, der Herr, Erde und Himmel machte.

Und allerlei Bäume auf dem Felde waren noch nicht auf Erden, und allerlei Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachſen; denn Gott der Herr hatte noch nicht regnen laſſen auf Erden, und war kein Menſch, der das Land bauete.

Aber ein Nebel ging auf von der Erde und feuchtete alles Land.

Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß . . ."

Das Kind ſtockte plötzlich im eintönigen, murmelnden Nachſprechen dieſer Worte, betroffen ſah es auf.

Neun Verſe vorher hatte ſie geleſen: Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn; und ſchuf ſie, einen Mann und ein Weib.

Martina ſah, ſorgfältig mit dem Finger nachziehend, die Zeile noch einmal durch.

Hier waren Menſchen geſchaffen worden, ein Mann und ein Weib, ein Paar —

Warum waren ſie jetzt auf einmal wieder fort? Adam wurde geformt aus einem Erdenkloß, er wohnte allein im Paradies, und erſt im vierundzwanzigſten Vers heißt es:

„Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menſchen, und er entſchlief. Und nahm ſeiner Rippen eine und ſchloß die Stätte zu mit Fleiſch.

Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menſchen nahm, und brachte ſie zu ihm.“

Des Kindes Lippen wiederholten ableſend die Worte. Aber Martina war zerſtreut, was ſie las, blieb plötzlich bloßer Schall, in die Entfernung entrückt. Sie hatte die Empfindung eines Falls aus einer gewiſſen Höhe, aus einer geſchloſſenen Stimmung; jetzt auf einmal erregte alles andere um ſie her ihre Neugier und Teilnahme. Eine Fliege kroch am Petroleumbecken der grünbeſchirmten Hängelampe entlang, ſie irrte hier- und dorthin, behindert im fettig trüben Beſchlag des Glaſes; Martina ent-

deckte eine Tintenspur an ihrem Mittelfinger und begann sie sofort heftig, mit Hingabe, zu reiben. Als die graue Stelle nicht schwinden wollte, nahm sie Speichel zur Hilfe, steckte den Finger in den Mund und rieb dann wieder.

„Martina, lerne!“ gebot die überwachende Stiftsdame, die in dieser Woche die Arbeitsstunde beaufsichtigte, am Klassentisch saß und strickte.

Die anderen sahen von ihren Büchern und Heften auf, sie blickten einen Moment und flüchtig auf Martina.

Der Tadel verdroß die Schülerin. Sie dachte: Ach was! Dummes Zeug! Warum tadelst du mich, du? Hier steht in einem Buche etwas, das falsch ist, gelogen oder unklar. Ich mag es nicht lernen! Wozu soll ich Märchen lernen?

Martina fiel dann ein, daß es die Bibel war, in der diese Bedenklichkeiten standen. Sie wußte, daß auf diesem Buch aller Glauben beruhte, man durfte an keinem Worte zweifeln, das in der Bibel stand. Dies Buch sagte immer die Wahrheit. Wenn die Menschen eigene Weisheit oder Widersprechendes vorbrachten, konnte man sie mit irgend einem Vers

der heiligen Schrift ſchlagen. Zum Beiſpiel war es verboten, ſich gegen die Obrigkeit zu empören, weil die Bibel ſagte: Jedermann ſei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Man mußte den Kaiſer ehren und Steuern bezahlen: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt," gebot die Schrift.

Hier ſtockte die Gedankenarbeit des Kindes ſchon wieder.

.... Und Gott was Gottes iſt. Was war Gottes? Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menſchen, lautete ebenfalls ein Spruch.

Eine Doppelſinnigkeit, ein geheimer Vorbehalt ſchien der Prüfenden in jener Antwort an die den Zinsgroſchen Vorweiſenden zu liegen. Augenſcheinlich wollten ſie dem Herrn Jeſus eine Falle ſtellen, dieſer aber gab ihnen eine zweideutige Antwort. So geſchah es immer.

Martina dachte mit heißer Stirn und glühenden Backen. Sie hatte den Kopf in beide Hände geſtützt, trotzdem dieſe Haltung verboten war. Unter ihrer eigenſinnigen und ſehr ausgeprägten Stirn ſtrebten und ſtritten die Gedanken. Sie traten auf wie kleine geharniſchte Männer in ganz blanken oder ſtumpfen Eiſenrüſtungen, ſtießen klirrend aufeinander,

warfen sich gegenseitig um. Immer kreuzten sich feine, blitzende, haarscharfe Schwerter. Einer war ein Erzengel, ein besonders starker Held, der alle anderen zu Boden warf. Dann schwang er richtend und triumphierend sein Schlachtschwert einen Moment empor, stieß es dem Unterlegenen, auf dessen Brustpanzer sein geharnischter Fuß stand, in den Hals.

Die Wahrheit mußte man wissen! Wo war die Wahrheit? fragte sich Martina.

Ihre Ohren summten, sie waren erfüllt von Paukenschlägen einer aufreizenden und kriegerischen Musik.

Das Buch mit seinen Abschnitten, den kleinen, schwarzen Lettern, lag unter ihr, stieß fast an ihr vorgeschobenes Kinn. Es war nur noch ein Buch; Buchstaben standen darin.

Über der präparierenden Klasse lag eine Wolke von Verdrossenheit und dumpfer Anstrengung. Die meisten taten gar nichts, starrten gedankenlos vor sich hin. Einzelne spielten mit ihren Haarsträhnen, teilten sie immer wieder in kleine Gruppen und Einzelhaare ab. Den Kopf starr vorgestreckt, die Augen in die Decke gebohrt, repetierten andere mit den

Lippen nachſprechend. Ihre Tätigkeit ähnelte der eines Uhrwerks; von Zeit zu Zeit verſagte der Mechanismus, die Lippen ſchnappten ein paarmal ſchnell, blieben zitternd getrennt, die Bruſt des Kindes holte tief Atem, manche drückten ihre Schläfen in der Angſt, ein ratloſer Ausdruck trat in die gradeaus ſtarrenden Augen.

So lernten die Fleißigen, die ſchwer behielten.

Eine dritte Gruppe beging Ungehörigkeiten. Sie beſchmierten und bekritzelten ihre Hefte zum Schein mit einer Unzahl blödſinniger Striche und Kringel. Manche ſchrieben in Herzen die Namen des Gegenſtandes ihrer Schwärmerei, Ottilie von Krohn oder Luzie Brandau. Solche, die ſchon gewitzigter waren, laſen Romane, tiefer als das Schulbuch, auf den Schoß gelegt oder geſchickt in dasſelbe eingeſchlagen.

Eigentliche Arbeitsluſt zeigte niemand. Martina freute ſich, daß ſie einen ſo kühnen Gedanken empfand, über ihrer Bibel. Die Bibel! Die Bibel! Das ſchwarze Buch erſchien ihr wie ein Zauberkäſtchen voll von Beſchwörungen und geheimem Zwang. Sie fühlte ſich in einem ſehr ſtarken Widerſtand dagegen.

Ohne Zweifel kam dieſes Widerſtreben vom Teufel.

Ja, wer war der Teufel?

Das Kind ſpitzte ſeine Lippen, ſchob die Zunge zwiſchen ihnen durch und zwinkerte frech und läſſig in das Licht.

„Martina, du faullenzeſt!“ warnte die Lehrerin wieder.

„Ich kann alles ſchon,“ gab die Schülerin patzig zurück.

Sie dachte: Warum beſchäftigt ihr mich nicht genügend? Seid ihr dumm! Jetzt habe ich Muße und faule Zeit. Ich kann denken. Oh, wenn du, Fräulein von Grieſinger, wiſſen könnteſt, was ich, Martina Voggeſandt, denke! Eure Bibel lügt. Das meiſte, was ihr uns vorſagt, iſt ſicher gelogen.

Wo iſt nun Wahrheit?

Beim Teufel, antwortete wieder das Kühne und Heimlichſte in ihr.

Plötzlich wußte ſie eine ganze Menge ähnlicher Sachen: Wo bekam Kain ein Weib her? Wie gelangte der Teufel überhaupt in die Paradieſesſchlange? Nur Gott, die Engel und zwei Menſchen waren doch auf der Welt? Wenn Gott alles voraus wußte, warum ſetzte er den Baum der Verſuchung in den Garten und ließ geſchehen, daß die Menſchen fielen?

Um seinen Sohn nachher wieder zu opfern, sagten die Gläubigen. Dann hätte er Christus bei sich behalten können, die Menschen wären glücklich und zufrieden; dieser ganze schauderhafte und blutbesudelte Umweg zu einem Ziel, das sofort zu erreichen war, schien unnötig, eine widersinnige und grausame Quälerei?

Martina bückte sich ein wenig zur Seite und stieß ihre Nachbarin, Trude Göckingk, mit dem Ellbogen. Trude Göckingk lernte dieselbe Schöpfungsgeschichte nach dem Leitfaden auswendig, sie wiederholte, bei jedem Worte pferdeartig nickend, und zwischen den einzelnen Sätzen schluckend.

„Du," sagte Martina und zeigte mit dem Finger auf Vers 27. „Es waren doch Menschen vorher geschaffen, ein Mann und eine Frau! Wo sind denn die hingekommen? Was soll nachher Adam extra?"

Trude fiel aus ihrem geistlosen Starren: „Ach!" machte sie. „Was geht es uns an? Das habe ich noch nie bemerkt." Sie paukte mechanisch treu den Wortlaut weiter: „und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase."

Martina suchte. Im Leitfaden endigte die erste

eigentliche Schöpfungsgeschichte mit dem sechsten Tag, dann kam ein zweiter Abschnitt, Einsetzung des Sabbats und Erschaffung des Menschen, der dritte behandelte den Paradiesesgarten und die Erschaffung des Weibes. Hier fanden sich die Worte des Segens an das erste Menschenpaar eingeschoben; jenes selbst war überhaupt nicht erwähnt.

„Sie haben das ganz weggelassen," zischelte das Kind triumphierend. „Das tun sie mit Absicht, um uns zu betrügen. Es ist gar nicht so."

„Die Schöpfung ist schwer!" stöhnte Trude. „Zwei Seiten sind gerade lang genug."

Martina meinte: „Ich bin aber doch froh, daß wir die Bibel haben. Da steht viel mehr drin. Sie ist amüsanter."

„Still, Martina!" rief die Lehrerin. „Ihr dürft nicht schwätzen!"

Trude fuhr mit geistlosem, verlorenen Ausdruck mitten in ihrer unterbrochenen Repetition wieder fort. Martina las in ihrem Buch, Richter und Könige.

Sie las mit purpurnen Wangen, mit von Spott und Bosheit leuchtenden Augen. Welch ein Buch!

Welch ein prächtiges, sonderbares und aufreizendes Buch!

O du wundervollstes Buch aller Bücher!

Es tat ihr ordentlich wohl, wie alle würgten, zuhieben und stachen. Es war eine blutrote Metzelei, und irgend etwas lief lachend mit flatternden Haaren, mit windgepeitschten Kleidern dazwischen, sprang, tanzte, jauchzte.

Das heiße, große Leben schlug lohend hervor, leckte ihr kleines Gesicht, ihren Hals und ihre Kehle. Es leckte wie die schmeichelnde, warme Zunge eines großen, blutgierigen Hundes.

Das Kind machte sinnliche Feierfreuden der Erkenntnis durch. Immer jauchzte und schluchzte es in ihr: Vom Teufel.

Sie sah ihn tanzen über dem ehrbar gescheitelten, zwirnblonden Kopf der Stiftsdame. Fräulein von Griesinger strickte, rote Wollknäuel lagen in einem Spankorb. Der Teufel amüsierte sich über die schläfrige, verdrossene Klasse.

Die ganz Kleinen, Philippine, Fips Grünne und Meta Meerenberg, guckten sich überall um, und wenn sie irgend einen Blick auffingen, lachten sie

breit oder kniffen einander. Die große, träge Helene Gadebuſch ſchlief in ihrer Ecke ganz unverhohlen. Die Backfiſche, die mit ihren Zöpfen ſpielten, ſahen zärtlich und durſtig aus. Hanne Troſſell, zu allgemeinem Nutz und Frommen, mimte Fräulein von Grieſinger, ſie legte ihr Geſicht in genau dieſelben wehmütig ergebungsvollen Falten, kreuzte die Hände ſittſam zimperlich über der Bruſt. Fips und Mette erſtickten vor unterdrücktem Lachen.

Getreulich wie ein Automat wiederholte Trude Göckingk:

„Und ſie waren beide nacket, der Menſch und ſein Weib, und ſchämten ſich nicht.“

Die Scham ſchlug plötzlich in jäher Welle über Martina hin. Sie faltete die Hände. In dieſem Moment war die Welt wieder rund und wundervoll einfach: Der blaue Himmel und die Sonne mitten drin, darüber Gott! Er ſah alles, hatte alles aufs beſte und untrüglichſte eingerichtet. Wer hier treu war, den belohnte er dort. Wer leiden mußte, bekam im Himmel einen doppelten Teil. Martina wollte auch treu ſein, ſie wollte leiden, wollte dem Teufel widerſtehn!

„Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe . . .“

Die Äbtissin selbst erteilte den Religionsunterricht.

Zuerst wurde ein Gebet gesprochen, ein Gesangbuchvers, den die ganze Klasse stehend anhörte. Weil Passionszeit war, lautete der heutige:

„O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn.
O Haupt zum Spott umwunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr und Zier
Jetzt aber gar schimpfieret,
Gegrüßet seist du mir!“

Die Äbtissin sprach diese Strophen in einer bestimmten weihevollen und leierigen Weise, als ob sie etwas sehr Gutes und Auserlesenes genösse, und Martina hatte den Eindruck, daß die Gräfin Molsheim wirklich ein blutiges und ernstes Haupt dort sähe, losgelöst im Raum schwebend.

Die Vorstellung verursachte ihr einen kleinen

Schauer. Diese Schauer waren bei dem Kinde rein körperlicher Art. Der Eindruck mußte im Tonfall der Worte liegen; hätte man dieselben Dinge in einer gewöhnlichen Sprache gesagt, würden sie keine Wirkung hervorgebracht haben. Trotzdem litt Martina; irgend eine Erwartung, ein Lechzen, war durch den Schauer angestachelt. Nichts löste es aus. Sie fiel in ihren gewöhnlichen Zustand zurück, nur noch tiefer, mit einer Art Rachsucht, die in der Folge kritische Stimmung erzeugte.

Die Gräfin, keine geprüfte Lehrerin, aber eine fromme Christin, hatte den Religionsunterricht freiwillig übernommen, einem innern Bedürfnis folgend. Sie bildete sich ein, auf diese Weise in einer seelischen Verbindung mit jedem einzelnen der ihr anvertrauten Kinder zu bleiben, dabei war sie eine strenge und jähzornige Frau; steife Feierlichkeit lag über der Klasse, jede zitterte voll Eifer ihr Bestes zu tun.

Martina fiel ein, daß die Äbtissin gelegentlich gesagt hatte, sie wünschte, daß Fragen getan würden, sie wäre froh, sie zu beantworten, jeder in ihrem Gewissen zu helfen.

Sicher meinte die Gräfin eine solche Ermutigung ganz aufrichtig, die Schülerin entsann sich trotzdem

nicht, daß je dergleichen Fragen gestellt worden wären.

Alle wurden der Reihe nach abgefragt, sagten ihre Abschnitte her. Es gab sehr strengen Tadel für die, die ein schlechtes Gedächtnis besaßen und ihre Aufgabe nicht wußten. Sie mußten nachlernen und aufsagen, eine tränenreiche Sache! Marie Anderssen befiel dies Schicksal am häufigsten.

Sie galt für eine schlechte Schülerin, Martina wußte dagegen, daß Marie eigentlich fleißiger und gehorsamer war als sie, die anderen alle. Die lange Helene ließ sich von Martina jedes Wort vorsagen. Die Faulsten lernten eben nur für die Äbtissin. Religion war ein wichtiger Punkt; wer darin beschlagen war, konnte sich im übrigen wohl Nachlässigkeit gestatten.

Immer verweilte Gräfin Molsheim noch bei der unglücklichen Marie. Die schwitzte, ihr Kopf war rot angeschwollen, die halb gelähmte Zunge klebte am Gaumen.

Frau von Molsheims Auge lag streng auf ihr; es wurde ein stählernes Auge. Die Adern auf der Stirn der Äbtissin traten heraus.

„Schäme dich, Marie!“ sagte die Lehrerin, „du

biſt wirklich nicht würdig, Gottes Wort zu wiederholen! Wieder biſt du die einzige, die ihre Geſchichte nicht kann. Selbſt die ganz Kleinen übertreffen dich. Wie willſt du vorwärts kommen und verſetzt werden, wenn du nicht lernſt?“

Alle wußten ganz genau, daß das Mädchen am fleißigſten lernte. Ihr Gedächtnis verſagte beim Auswendigbehalten. In Handarbeit und häuslichen Verrichtungen wäre ſie ſehr geſchickt geweſen, dergleichen machte ihr auch Spaß, aber ihr Vormund hatte ſie für den Lehrerinnenberuf, für das Examen beſtimmt. Jetzt, mit fünfzehn, ſaß ſie noch in der Klaſſe der elfjährigen Martina.

Das Mädchen anzuſehen erregte Mitleid, ein leerer, hilfloſer Ausdruck ſtand in ihren Augen, ihre Hände zuckten manchmal krampfig. Man ſah, wie eine Maſchine hinter ihrer Stirn arbeitete, aber die Radzähne nicht einhaken konnten. Dazu war ſie blutrot vor Verlegenheit, die ganze Klaſſe ſah ſie an.

Trude Göckingk blickte verachtungsvoll und geſammelt vor ſich hin. Martina wurde jedesmal unruhig, ſolche Quälerei erbitterte ſie, peitſchte ihre Ungeduld.

Die Äbtiſſin zählte alle Fehler Marie An-

derſſens auf: von allen Seiten kamen über ſie Klagen, ſie tat nirgends ihre Pflicht, machte keine Fortſchritte. Ja, was ſollte aus ihr werden?

Auf ihrem Stuhl rutſchte Martina vor Ungeduld hin und her. Das iſt doch egal! wollte ſie ſagen. So laßt doch Marie Kindergärtnerin werden oder Köchin! Was iſt an einer Lehrerin gelegen?

Sie verabſcheute den Stand. Im Stift ſahen die Stiftsdamen auf diejenigen herunter, die bloß Lehrerinnen waren; eine Stiftsdame mußte adlig ſein, ſie beſaß Frauenrang.

Übrigens empörte ſie auch die Unvernunft des Verfahrens. Hier ſaß man auf dem Fleck feſt, auf Marie Anderſſen; die ganze Klaſſe wartete, rückte nicht von der Stelle.

Die meiſten waren zu abgeſtumpft, zu artig, um ſich gegen irgend einen Gebrauch aufzulehnen.

Die Äbtiſſin ſchrie jetzt mit gehobener Stimme und heftigen Handbewegungen. Marie Anderſſen ſchluchzte.

Es wurde ihr vorgeworfen, daß ſie eine Freiſtelle im Stift hatte, daß ihre Verwandten für ihre Erziehung Opfer aufbrachten. Sie lohnte dieſe mit Faulheit und Undank. Ganz gewiß fehlte es ihr

am guten Willen! Sie war träge und lässig, besaß überhaupt keinen Willen!

Als ob sie dadurch ihren Satzschluß eher finden könnte! sagte sich Martina höhnisch. Das Ganze ist, sie lernt schwer auswendig, sie hat kein Gedächtnis. So laßt sie doch!

Martina lernte leicht und rasch, ihr verursachten dieselben Aufgaben keinerlei Schwierigkeiten. Sie verachtete Marie Anderssen, und gleichzeitig tat sie ihr leid.

Nun mußte sich Marie auch noch aufstellen, die ganze Klasse konnte ihr klägliches, mit Tränen überschwemmtes Gesicht sehn. Sie war klein, schmächtig, mit breitem, geduckten Rücken und krummen Schultern. Man mußte sie gering schätzen! Zugleich fühlte Martina Haß gegen ihre Quälerin. Frau von Molsheim schien aufrichtig betrübt, sprach ebenfalls in halbem Schluchzen vor Erregung. Ihre Stirn und ihr Hals waren dunkel gerötet, sie faltete die Hände und wartete wieder.

Wie soll sie es denn nur finden? hätte Martina fragen mögen, die vor Ungeduld verging.

„Wieviel Mühe habe ich mir mit dir geben müssen!“ jammerte die Lehrerin. „Die ganze Klasse

hältſt du auf! Deine Mitſchülerinnen leiden unter deiner Unaufmerkſamkeit und Faulheit. Du biſt faul! An was denkſt du? Sicher haſt du unnütze und alberne Dinge im Kopf! Du biſt albern. Ich hörte dich geſtern lachen!“

Die arme Marie lachte faſt nie, unter ihren Gefährtinnen war ſie die Gutmütigkeit ſelbſt, mit dem Geringſten zufrieden. Eine echte Sklavennatur! ſagte ſich Martina, Anderſſen war der geborene Sklave.

Das ſchiefe, ſchmerzensvolle Geſicht der Lehrerin ärgerte ſie zum Raſendwerden. Sie ſah die anderen an. Trude Göckingk ſah angemeſſen betrübt und gleichgültig aus.

Die Disziplin in den Stunden der Äbtiſſin war immer tadellos.

Martina fing einmal den Blick der Vorgeſetzten auf. Die Gräfin ſah die Unbotmäßigkeit im Auge des Mädchens, ſagte aber nichts, Martina gab zu unmittelbarer Rüge ſelten Veranlaſſung.

Trude Göckingk, die nach der armen Marie an die Reihe kam, ſagte tadellos, mit richtiger Betonung, auf. Marie mußte nach der Stunde kommen. Das bedeutete eine Reihenfolge von Vorwürfen

und Abbitten. Und was hatte sie begangen? Nichts, nichts, das wußte Martina.

Trotzdem war die Getadelte selbst von ihrem Fehler überzeugt. Sie heulte unausgesetzt vor sich hin, und Trude Göckingk sah ihr mit selbstgerechter und weiser Mißbilligung zu.

„Langsamer, Martina!“ mahnte die Lehrerin. Martina sprach vor Ungeduld absichtlich rasch.

Jeder Tadel ärgerte sie. Sie sprach nicht im geringsten langsamer.

„Du sprichst ohne Andacht und Betonung,“ verwies Frau von Molsheim. „Wiederhole noch einmal!“ Sie sprach langsam vor. — Wie ist es nur möglich, daß sie sofort diesen scheinheiligen Ton findet nach der Szene eben? dachte die Schülerin.

Sie errötete lebhaft. Trotzdem sich Martina diesmal zusammennahm, blieb ihre Stimme hart und klanglos. Etwas schnürte ihr die Kehle zusammen, sie wollte nun eine Feindseligkeit begehn: „Bitte, Frau Äbtissin,“ sagte sie. „Wie ist das? In der Bibel steht Vers 27: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie, einen Mann und ein Weib. Und im zweiten Kapitel heißt es wieder: Gott der Herr

machte den Menſchen aus einem Erdenkloß und ſein Weib aus einer Rippe?“ Sie mußte trotz ihrer Kühnheit hart ſchlucken. Wie du feige biſt! Feige! ſchalt ſie ſich innerlich.

In die ganze Klaſſe war eine Bewegung gekommen. Selbſt die träge Helene Gadebuſch blinzelte zu Martina hin, Trude Göckingk ſah betroffen auf, nur die arme Marie ſchluchzte und ſchnaubte ſich wie vorher.

Gräfin Molsheim ſchien überraſcht: „Es iſt eine einfache Wiederholung derſelben Tatſache, wie die heilige Schrift öfter hat,“ ſagte ſie. „Erſt wird die Schöpfung des Menſchen nur ganz im allgemeinen erwähnt, dann wird ſie eben ausführlich erzählt.“

Aber ſie iſt doch anders erzählt, wollte Martina ſagen, da iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied.

Sie ſagte nichts mehr. Im Moment, wo ſie ihre Frage ſtellte, wußte ſie die Antwort voraus. Sie wußte, daß dieſe Antwort ein Ausweichen ſein mußte, ihr eine böſe Note eintrug.

Durch Frau von Molsheims Stimme klang Schärfe: „Haſt du jetzt verſtanden?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte Martina. Sie log, wollte aber

lügen. Man belog ſie. Warum ſollte ſie nicht wieder lügen?

Die Stunde verlief weiter in der gewöhnlichen Weiſe. Über das Gelernte wurden Fragen geſtellt, in der Art wie: Was ſchuf Gott am zweiten Tag? Die Kinder antworteten mit den Worten der Bibel, nannten verſchiedene Gegenſtände.

Alles dies alſo wurde in ſechs Tagen gemacht. Dann kam der Sonntag. Ja, und dann wurde der Menſch erſchaffen! Er war ſehr herrlich und vollkommen, nach Gottes Bilde gemacht. Und aus Erde. Woraus aber beſtand Gott ſelbſt? Zu wem ſagte Er: Laſſet uns? Zu den Engeln? Wer waren die Engel? Wer hatte dieſe geſchaffen? Und nun, vor allem, woher kam die Schlange?

Die Religionsſtunde erſchien Martina wie ein verabredetes Frage- und Antwortſpiel. Sie wußte ganz genau im voraus, welche Antwort die Gräfin erwartete, und gab dieſe ein paar Mal, wörtlich zutreffend. Die Äbtiſſin fragte ſie zögernd, mit einer beſonderen Aufmerkſamkeit.

Einmal meldete ſich auch Marie. Sie wurde in einem ſchmerzlichen und zurückhaltenden Ton befragt: „Nun, Marie?“ Die Antwort war richtig.

„Sieh, wenn du dich besinnst, kannst du ebensogut eine Antwort finden wie die andern. Aber du willst nicht denken. Du bist faul. Ja, für was hast du wohl Teilnahme außer für Essen und Trinken und kindische Dinge?“

Marie hörte dasselbe den ganzen Tag. Es war zu dumm! Martina nahm sich vor, ihr auch immer vorzusagen wie Helene Gadebusch; mit der ging es dadurch vorzüglich.

Sie langweilte sich zum Sterben in allen diesen Stunden.

Trude Göckingk wollte das Schlüsselkörbchen mit dem Leitfaden und Brillenfutteral der Äbtissin nehmen. Die Gräfin sagte: „Heute nicht, liebes Kind! Martina Voggesandt soll mit mir kommen.“

Trude trat sofort höflich und wohlerzogen zurück, Martina nahm die Gegenstände.

Sie zogen durch den Gang, wo alle stillstanden und grüßten. Ihr Herz pochte denn doch ein wenig.

Hanne Trossel schnitt ihr eine Fratze hinter dem Rücken der strengen Frau.

Der Weg wurde Martina unerträglich lang. Sie verspürte eine Kälte in der Magengegend, und ihre Handflächen waren feucht.

Im Vorzimmer der Äbtissin stellte die Schülerin die Sachen hin. Gräfin Molsheim wandte sich nach ihr um: „Liebe Martina, es scheint mir, du grübelst und hast widerspenstige Gedanken. Diese darfst du gegen Gottes Wort in dir nicht aufkommen lassen. Du bist noch jung und unverständig. Suche den Fehler, wenn du etwas nicht begreifst, immer in deinem Verstand, nicht in dem, was feststeht und deine Erzieher dich lehren. In diesem Buch steht jedes Wort fest, es darf nicht an ihm gerüttelt werden. Ich will dich gewiß nicht vom Denken abhalten. Wenn dir etwas unverständlich ist, komm zu mir oder zu Herrn Pastor! Bleibe bescheiden und fromm, wie es sich für eine Schülerin schickt! — Du kannst jetzt gehn."

Martina küßte die Hand, die ihr die Äbtissin mit ernster Miene reichte. Ihr Gesicht glühte.

Man tat ihr unrecht, und mehr als das! Etwas Keusches und Feines in ihr war verletzt.

Nun, sie würde sich hüten, wieder zu fragen!

„Was hat sie denn gesagt, Martina?" fragten die andern neugierig.

„Ach nichts! Unsinn!"

Trude Göckingk, die ihre Freundin war, rückte

näher heran. „Du haſt wohl eine Predigt für deine Naſeweisheit gekriegt, Martina? Die Äbtiſſin kann nicht vertragen, daß man fragt.“

„Sie können's alle nicht vertragen,“ ſagte Martina.

„Übrigens was geht es uns an?“ Trude zuckte die Achſeln.

Marie Anderſſen weinte immer noch bitterlich. Keine tröſtete ſie, ſie wurde ein wenig wie eine Peſtbehaftete angeſehen.

„Hör doch auf zu weinen, Marie!“ ſagte Martina. „Du kannſt doch gar nichts dafür.“

„Ich kann auch zu ſchlecht lernen!“ ſagte Marie verzweifelt. „Frau Äbtiſſin gibt ſich ſo viel Mühe mit mir und iſt ſo gut!“

„Niemand von denen iſt gut,“ ſagte Martina. „Glaub doch das nicht! Was iſt denn gut?“

Marie ſah ſie nur erſchrocken an. Lene Gadebuſch gähnte laut und dehnte ſich. Irgend eine andre Stunde fing an.

Trude Göckingk war Martinas offizielle Freundin, das heißt, ſie gingen meiſtens auf dem Spaziergang zuſammen, ſaßen in der Klaſſe nebeneinander

und ſchliefen in demſelben Schlafzimmer, der ſogenannten Fohlenwieſe.

Trude war ein großes, wohlgepflegtes Mädchen mit einem langen, dunkelbraunen, krauſen Zopf; ſie hatte die Beſonderheit, daß ſie immer, auch im Winter, ausgeſchnittene Kleider und kurze Ärmel trug. Sie war eine vortreffliche, peinlich gewiſſenhafte und ordentliche Schülerin.

Es beſtand eine Art Nebenbuhlerſchaft zwiſchen Trude und Martina. Martina ſchlug die Andre in der Regel um zwei oder drei Points, ohne daß die Freundſchaft geſtört wurde. Martina blieb eben Erſte und Trude Zweite. Für Martina war die eigentliche Würze des Verhältniſſes, Trude zu übertreffen, ſie nahm ihren Vorrang, wann und wo es ihr paßte. Manchmal verſparte ſie ſich den entſcheidenden Zug auf das Ende des Monats, wenn die Nebenbuhlerin ihrer Sache ſchon ziemlich ſicher war. Trude erblaßte dann, zog den Atem durch die Naſe und preßte den Mund zuſammen.

„Möchteſt du gern mal mehr Lobe haben als ich?“ fragte Martina.

„Ich tue, was ich kann,“ ſagte Trude. „Mehr kann ich nicht. Ich glaube, du biſt klüger.“

Martina lachte: „Desto besser bist du angeschrieben. Ich nicht!“

Fast alle Stiftsdamen und Lehrerinnen mißtrauten Martina. Sie war spottsüchtig und beobachtete scharf. Ohne daß sie es ahnte, konnte man ihre Gedanken von ihrem sehr beweglichen Gesicht ablesen. Sie sagte eigentlich nie etwas, nur außerhalb der Schulstunden, unter ihren Freundinnen, ließ sie sich gehen.

„Die wissen bloß nicht genug für uns,“ sagte sie zu ihrer Freundin. „Oder vielleicht lehrt man uns absichtlich wenig. Weil wir Mädchen sind.“

Trude Göckingk sagte: „Ich finde, wir lernen ganz genug. Wozu brauchen wir mehr zu wissen? Im Examen wird auch nichts andres verlangt.“

Nun meinte Martina: „Ich glaube, Professoren auf Universitäten und Gelehrte wissen wirklich was. Da kommen wir nie hin!“

Trude wußte, daß auch Mädchen jetzt studierten. „Das ist aber Unsinn,“ beharrte Martina. „Sie bleiben doch eben Mädchen.“

Ihr Geist lag vollständig brach, fing an, sich mit allerlei Spielereien abzugeben. Es wurde in den Stunden zu wenig gelehrt, was sie wirklich

feſſelte, und das Intereſſante, was ſie ahnte, verſteckte man ihr oder ging darüber weg. So fing ſie in der Geſchichte zum Beiſpiel lediglich kleine Züge und Anekdoten auf, ſpann daran weiter. In der Klaſſe wiederholten ſie beſtändig Schlachten und Daten, die meiſten hielten ſie ſehr mühſam auseinander, es war ihnen höchſt gleichgültig, ob Cäſar am Granikus ſiegte oder Alexander; ebenſo belanglos waren die Wechſelfälle des peleponneſiſchen Kriegs oder die Familienverhältniſſe der Potentaten vor dem ſpaniſchen Erbfolgeſtreit. Martina hielt ſich an das Rankenwerk, ſie ſchaukelte darin.

Dabei wurden ſelbſt einzelne Worte für ſie reizvoll. Zum Beiſpiel war es ſchön: „Zeus' blauäugige Tochter Athene" zu ſagen. Dieſe Göttin ſtand mit Helm und Speer bewaffnet auf dem Dach ihres Tempels am Vorgebirge Sunium, und die heimkehrenden atheniſchen Schiffer ſahen ihren Helm und die Speerſpitze in der Sonne funkeln von fern.

Es war auch ſchön, in den Kreuzzug zu reiten mit einem roten Kreuz, das auf die rechte Schulter aufgeheftet wurde. Ritter in eiſernen Rüſtungen und ſtolze Könige knieten. — Das war ſchön!

In der vaterländiſchen Geſchichte gefiel ihr, wie

der große Kurfürst das verwüstete und arme Land wieder aufbaut, eine Manneskraft in die Erde steckt. Er war schön!

Und ihr Herz stand still über dem Jugenddrama Friedrichs des Großen. Wie unter seinem Fenster der Freund hingerichtet wird und der sterbende Katte ausruft: Für einen solchen Prinzen zu sterben ist süß! — Und sein Prinz wird ein König!

Sie träumte über diese ihre eigenen Geschichten, während in der Klasse fortgesetzt der Leitfaden nachgeklappert wurde. Die Lehrerinnen zankten über Faulheit und Unaufmerksamkeit, es glich einem mühsamen, holprigen Fahren über steinigen Acker mit fortwährendem hü-hott, Peitschenknall und Fluchen. Martina machte es ungeduldig und unmutig. Sie flog fort wie ein freier Vogel, wiegte sich in blauen Entfernungen.

Ihr Ehrgeiz verhütete, daß sie dabei zerstreut war; sie wollte nicht getadelt und bestraft werden. Übrigens war es bequem genug sich einzurichten, man verlangte so wenig, die Schule war eine Dressuranstalt für ganz untergeordnete Intelligenzen, die Abrichtenden ritten eben auf solchen wie Marie Anderssen oder Amelie Dhyern herum.

Alle Klaſſen boten dasſelbe Bild. Sie, Martina, Trude Göckingk, die fünf oder ſechs Erſten, erledigten ihre Aufgaben ohne Schwierigkeit, dann kamen die, die halb und halb konnten, zuletzt die drei oder vier ſchwarzen Schafe. Ihnen wurden eigentlich die andern insgeſamt geopfert, ſie hätten ihrerſeits ſehr gern auf das Opfer verzichtet.

Einen breiten Raum nahm die Grammatik, der Sprachunterricht ein. Die Aufgaben beſtanden lediglich im Auswendiglernen von Vokabeln, in Konjugationen und Regeln, wonach man die ſchon aufgeſtellten und ausgeſuchten Sätze umſchob. Es war eine Art geiſtiger Turnübung. Alles ging viel zu langſam und holprig für Martina, immer blieb ihr die ganze Zeit für ihre Gedanken.

Man hatte fünf Stunden den Tag, außerdem Konfirmations-, Turn- und Muſikſtunden und zwei Arbeitsſtunden am Abend. Das ganze Penſum hätte ſich ohne die erzwungene Gemeinſamkeit für die auch nur mäßig begabte Einzelne in anderthalb Stunden bequem erledigen laſſen. Was fing man an mit den übrigen zehneinhalb Stunden des Tages?

Trude Göckingk litt unter ſolcher Verſchwendung gar nicht. Sie arbeitete gewiſſenhaft, aß und atmete,

— etwas laut und durch die Naſe, mit wohltuender Regelmäßigkeit. Sie fand, daß man vollkommen genug zu tun hatte, alles ging doch vortrefflich.

In Martina trieb eine drängende Ungeduld zu Taten. Manchmal fragte ſie Trude aus. „Wie denkſt du dir es ſpäter? Was willſt du anfangen?“

„Nun,“ ſagte Trude, „ich werde konfirmiert, dann gehe ich nach Hauſe oder komme noch ein Jahr in ein Haushaltungspenſionat. Ich verheirate mich ſo um vierundzwanzig rum, und habe Kinder.“

„Das kann doch nicht alles ſein,“ drängte Martina.

„Was ſollte anders ſein? Alle Menſchen leben doch ſo?“ fragte Trude behäbig.

Martina dachte nur an Helden, und die lebten anders!

Sie ſagte zu Trude: „Glaubſt du, daß du in den Himmel kommſt?“

„Sicher doch. Wenn ich nichts Böſes tue.“

„Was iſt denn aber Böſes?“

„Was in den zehn Geboten ſteht. Das tue ich doch alles nicht.“

Martina dachte über Trudes Fehler nach. Sie war geizig, gab zögernd oder gar nicht ab, wenn ſie

Leckereien von zu Hause geschickt bekam. Bot ihr Trude einen Tausch an, konnte Martina sicher sein, daß sie übervorteilt wurde. Trude dagegen wußte es so darzustellen, als ob sie zulegte; auch entrüstete sie sich nie und war sehr vorsichtig in ihrem Urteil über die Damen.

„Ich finde zum Beispiel, daß Fräulein Grosse Marie Anderssen ungerecht behandelt. Ich werde es sagen!“ bemerkte Martina.

„Das geht dich doch gar nichts an! Marie kann ihre Grammatik nie.“

„Sie hat keinen Kopf dafür. Sie kann nicht lernen. Ist es ein Verdienst, daß du oder ich es können?“

„Überall ist das doch so,“ sagte Trude Göckingk friedfertig. „Wenn Marie ihr Examen machen soll, muß sie mitkommen.“

„Sie will gar nicht. Ihr Vormund hat sie hier hereingesteckt. Sie ginge am liebsten zu Kindern oder pflegte Kranke, hat sie mir gesagt. Sie könnte sich doch auch verheiraten.“

„Wenn sie kein Geld hat, heiratet sie sicher nicht,“ sagte Trude bestimmt. „Eine Aussteuer muß sie haben.“

„Hast du eine Aussteuer?“

„Wir haben jeder sechzigtausend Mark und die Aussteuer,“ wußte Trude. „Außerdem beerben Mimi und ich Tante Alwine.“

„Dann hat Marie Anderssen unter einer doppelten Ungerechtigkeit zu leiden!“

„Das ist doch nicht zu ändern.“

„Ich will nicht, daß die Grosse sie zum Heulen bringt. Wer ist die Grosse? Sie ist ordinär und schmeichlerisch.“

In der nächsten Grammatikstunde sagte Martina eine Vokabel so laut vor, daß sie von der Lehrerin aufgerufen und angefahren wurde.

„Marie kann die Worte nicht lernen,“ sagte das Kind ruhig. „Sie hat kein Gedächtnis dafür.“

„Marie strengt sich nicht an, und du bist naseweis und vorwitzig.“

„Ich weiß, daß Marie sich mehr anstrengt als wir alle,“ sagte Martina, die Lehrerin fest anblickend, Die Grosse war eine schwere, grobknochige Person mit bleifarbenem Gesicht und einem üppigen Busen. „Ich zum Beispiel tue gar nichts.“

„Dann kannst du gern eine Strafarbeit extra

bekommen," sagte die Grosse. „Hier! Schreibe mir hundertmal: Ich soll nicht vorwitzig sein!"

„Ich bin nicht vorwitzig," sagte Martina ernsthaft. „Ich habe recht."

„Du bist ungezogen und widerspenstig. Ich werde dir einen Tadel in Unart einschreiben und dich bei Frau Äbtissin melden."

Martina ließ den Tadel mit großer Gelassenheit verzeichnen. Dieser Tadel hatte für sie die unangenehme Folge, daß sie den Sonntag, mit irgend einer Strafarbeit beschäftigt, im Klassenzimmer bleiben mußte.

„Da hast du's!" sagte Trude Göckingk. Sie puffte ihre Rivalin, die sie für diesmal bei der Zeugnisverteilung sicher schlug.

Martina schrieb eine Stunde lang: Ich soll nicht vorwitzig sein. Sie schrieb mit ihrer schönsten, deutlichsten Schrift.

„Das kommt davon," sagte die Grosse, als sie vorschriftsmäßig ihr Heft vorwies, „bekümmere dich doch um deine eigenen Angelegenheiten! Du verdienst ein paar Ohrfeigen dazu, so frech siehst du aus!"

Martina war sehr blaß: „Ich bin nicht frech,

Fräulein!“ ſagte ſie. „Sie ſind frech!“ Sie wollte ſagen: Sie ſind ungerecht, Sie wiſſen, daß Sie es ſind! Sie drückte ſich ſo aus. Die Lehrerin ohrfeigte ſie nun.

Die Äbtiſſin tadelte Martina ſtreng: „Du haſt eine unglückliche Neigung, dich einzumiſchen, dich gegen Autoritäten aufzulehnen. Geiſtiger Hochmut, Selbſtüberhebung hat den Fall des Teufels herbeigeführt. Kinder müſſen gehorchen und ſich fügen. Daß es dir in der Schule leicht wird, iſt keine Entſchuldigung, dich außerhalb der Klaſſe ſchlecht zu betragen. Du wirſt Sonntag auf deinem Zimmer bleiben und drei Pſalmen auswendig lernen.“

Der Arreſt wurde ſo gehandhabt, daß die Betroffene den ganzen Sonntag oder Sonntag Nachmittag in einem abgeſonderten Klaſſenzimmer blieb. Sie durfte auch kein Sonntagskleid anlegen; die Strafe galt für eine ſtrenge.

Trude Göcking fand, daß eine ſolche Strafe eine große Schande wäre, und mied ihre Freundin. Martina bemerkte in der Kirche, daß die andern mit Aufmerkſamkeit auf ſie ſahen wie auf eine Gebrandmarkte.

Am Nachmittag erſchien Marie Anderſſen in

Martinas Arreſtlokal; es war in der Regel nicht verſchloſſen. Sie brachte eine Apfelſine und Kuchen von ihrem Mittagstiſch mit. „Bitte, nimm es, Martina!“

Martina war zu vornehm, gerade dieſe, die ſelten etwas zu verſchenken hatte, abzuweiſen, ſie aß die Süßigkeiten, trotzdem ſie ſich überwinden mußte. Zu Mittag hatte ſie nur einen Teller Suppe und ein Stück Brot empfangen. Marie blieb eine Weile, obgleich ſie zitterte, entdeckt zu werden.

„Du biſt ſo klug, Martina! Sicher wirſt du einmal etwas Großes!“ ſagte ſie zärtlich.

Kurz vor dem Abendbrot kam Hanne Troſſell. Sie kam ganz ohne Umſtände heran und kauerte ſich auf den Klaſſentiſch vor Martina.

„Gott, Martina!“ lachte ſie. „Biſt du dumm! Was nützt dir das denn nun? Die Groſſe iſt eine ordinäre Perſon, die bezahlt wird, daß ſie hier Lehrerin iſt. Wir ſind ihr eine Plage und zuwider. Die Äbtiſſin muß doch auf Ordnung halten. Einige werden immer ſchlecht behandelt werden, einige gut.“

„Nicht mit meinem Willen,“ ſagte Martina, „wenn ich es ändern kann.“

„Du kannſt's eben nicht ändern!“

„Das sehe ich.“

Hanne stöberte in allen Ecken herum, führte fratzenhafte Schattentänze gegen die Rouleaus auf.

Fräulein von Griesinger kam und schalt: „Was hast du hier zu suchen, Hanne?“

„Nichts. Ich besuchte Martina.“

„Du weißt, daß es verboten ist, Martina zu besuchen. Martina war unartig und hat Strafe.“

Hanne machte einen häßlichen Kratzfuß nebst langer Nase hinter dem Rücken der Stiftsdame und retirierte, einen Fuß nachschurrend.

Fräulein von Griesinger nahm die Bibel und überhörte Martina ihre Psalmen.

Das Kind war eigentümlich, durchsichtig blaß in seinem braunen, engen Schulkleid.

„Tut es dir nun leid, daß du so unartig warst?“ frug die Stiftsdame du jour. Man stellte diese Frage geschäftsmäßig.

„Nein,“ sagte Martina leise. Sie klemmte die Lippe zwischen die Zähne, ihre Augen suchten den Boden.

Die Stiftsdame seufzte, sie wollte Martina nicht in neue Ungelegenheiten bringen, sie tat, als ob sie nicht hörte. Was sollte man mit Martina anfangen?

Die Grosse hatte geschworen, daß sie der unverschämten Kröte Sitten beibringen wollte.

Da sie an Martina selbst nicht reichen konnte, quälte und beschimpfte sie Marie Anderssen. Martina blieb ganz ruhig, manchmal sahen die Lehrerin und die Schülerin sich nur sekundenlang an.

Bei der Zeugnisverteilung hatte Martina richtig den sogenannten „Schwanz" im Betragen, einen Zusatz, der Unbotmäßigkeit und Vorwitz rügte, auch ihr Tadel war vermerkt; an ihren Leistungen hatte selbst die Grosse nichts abstreichen können.

Trude Göcking war unbestritten Erste.

Marie hatte kein ganz schlechtes Zeugnis, ihre Bemühungen wurden anerkannt. Die Äbtissin bemerkte ausdrücklich, daß sie wagen dürfte, Marie zu versetzen.

„Frau Äbtissin ist so engelsgut!" schluchzte Marie.

Hanne hatte Trude Göckingk ein weißes Plakat angeheftet, worauf stand: „Angorakatze. Musterexemplar!"

Weil Trude Göckingk besonders umfangreiche Röcke hatte, war es sehr weithin sichtbar.

„Ach — Hanne!" sagte die Größere nur voll

tiefſter Verachtung und ſteckte den Zettel ſeelenruhig ab.

Als Martina und Trude in die Ferien reiſten, küßten ſie ſich. Ihr Kuß war ohne Wärme, unter einem Zwang gegeben.

In einer müßigen Stunde hatte Martina einmal eine kleine Liſte der Menſchen, die ſie gern hatte, angefertigt. Da ſtand Trude Göckingk. Sie ſtrich den Namen durch.

„Du — wollen wir ſtöbern?“ ſchlug Hanne Troſſel an einem Nachmittag in den Pfingſtferien vor.

Martina ſaß im Wohnzimmer ihrer Klaſſe und las das Kränzchen von Clementine Helm. Eine weichliche Gefühlsſchwelgerei in allen dieſen Büchern ſtieß ſie ab; ſie paßten für Trude Göckingk oder für die älteren Mädchen, in ihr war zu viel Ernſthaftigkeit, zu viel Stahl.

Oder war ſie ungezogen? Manchmal dachte Martina, daß ſie ungezogener wäre als die andern. Die Betrachtung erweckte in ihr keinerlei Reue; ſie war eben, wie ſie war.

Mit Hanne Troſſels Plan war ſie einverſtanden,

weil sie sich langweilte. Sie streckte die Arme und gähnte. „Wohin sollen wir gehn?“ Hanne dachte nach. Sie hatte ein winziges, spitzes Vogelgesicht und eine drollige Manier, wie ein alter Mann die Schultern hochzuziehn, dazu lange, schlenkrige Beine und Arme und einen lächerlich kleinen, unausgewachsenen Knabenoberkörper. Zuweilen sah Hanne uralt aus, dann entdeckte man wieder, daß sie ein ganz junges Kind war. Sie war der „Spatz“, ein verwunschenes Ding, ein Kobold.

„In die Kirche wollen wir gehn,“ sagte der Spatz. „Bene übt da und es ist offen. Ich habe es beobachtet.“

Bene war die Stiftsdame Fräulein Benedikte von Hautefort, die Sonntags die Orgel spielte.

Ja, das war was für Martina!

Sie stand lässig auf, und die beiden zogen über den langen, hellen Korridor, an der Flügeltür des großen Saals vorbei. Die eigentliche Gefahr begann erst auf dem Gang vor den Zimmern der Äbtissin, glücklicherweise wurde es hier immer dunkler.

Hanne und Martina schlichen auf den Zehenspitzen. Es war totenstill in diesem Teil des Hauses, wo die Schülerinnen nie hinkamen. Vom Korridor

führte eine Tür abwärts, und hier befand man sich schon in der Kirchenatmosphäre. Es wurde eigentümlich kalt und roch nach Weihrauch. Ein Pförtchen führte zur Orgel, auf die Galerie. Diesen Weg nahmen am Sonntag nur die Stiftsdamen, die Schar der Zöglinge ging unten durch die große Eingangspforte, sie saß im Schiff. Lediglich die Sängerinnen, nach Stimmen abgeteilt, von Bene dirigiert, stellten sich hier oben auf; Hanne und Martina, als Kleine, waren auf jede Weise Eindringlinge.

Hanne öffnete das Pförtchen vorsichtig. Die Kirchenkälte war das Erste, was Martina spürte, mit dem Eindruck von Dämmerung und Eingeschlossenheit, obgleich die hohen Fenster aus gewöhnlichem, gegitterten Glas bestanden. Im letzten Fenster neben der Kanzel war eine kleine, viereckige Scheibe ausgeschlagen, Sperlinge flogen zwitschernd aus und ein.

Die Kapelle war uralt, die älteste in der Gegend, sie wurde von Protestanten und Katholiken gleichzeitig benutzt. In Martinas Augen verlieh ihr dieser Umstand einen besonderen Reiz. Die römische Kirche war die große Zauberin, die Hüterin uralter Runen und Geheimnisse, die ehrwürdiger und wichtiger waren, als ihre eignen, die der Protestanten. Ihr ge-

hörten die Märtyrer an, sie hatte blutige Verfolgungen verhängt, hatte Ketzer und Hexen verbrannt; wenn sie noch einmal zur Macht gelangte, würden überall die Scheiterhaufen flammen, würde Gottes Wort und Martin Luthers deutsche Rede untergehn in Glöckchenklingeln und lateinischem Gemurmel. Hanne kratzte an den weiß gekalkten Wänden des Umgangs, und es kamen merkwürdige, rötlich-gelbe Schattengebilde zutage, nackte arme Seelen in Fegfeuerflammen, blutige, gemarterte Leiber. Hier im protestantischen, dem Stift vorbehaltnen Teil der Kirche hatte die Äbtissin diese schauerlichen Pinseleien überkalken lassen, aber die Kinder wußten doch, daß sie da waren. „Sieh mal! Sieh Martina!“ jauchzte Hanne. Sie sahen züngelnde Flammen, einen zergeißelten, entblößten Schenkel, und sie wischten und leckten eifrig.

„Gott, wie grauslig!“ rief Martina. „Weißt du, daß in der dicken Wand neben der Kofferkammer eine Nonne eingemauert war? Sie ist Hungers gestorben, Laura Prodzinsky hat sie mit Papier knistern gehört. Sie seufzte, und ihre Gewänder schleiften.“

Warum sie eingemauert war, wollte Hanne wissen.

„Natürlich liebte sie einen Ritter. Bildschön und jung war sie!“

Hanne turnte wie ein Kobold auf dem geschnitzten Geländer des Umgangs, an den Silberpfeifen der Orgel. Sie ritt da, sagte hü! hopp! ohne jegliche Scheu, als handle es sich um einfaches Holz, um eine Treppe.

Auf dem Boden stand ein alter, ausrangierter Beichtstuhl und ein Schrank mit Meßgewändern, alles roch nach Weihrauch, der Staub flimmerte in breiten Querbalken des Sonnenlichts, das durch Luken zwischen dem Sparrengewirr einfiel. Man konnte durch ein Fensterchen zwischen Apfelbaumzweigen in den Garten sehn. Die andern spazierten da, Marie Anderssen, ein Buch gegen den Magen gepreßt, den Kopf vorgestreckt, lernte auswendig.

Hanne lief auf dem Speicher über dem Kirchenschiff vorwärts, steckte ihr Bein durch das Loch, aus dem die ewige Lampe herabhing.

„Aber Hanne!“ ermahnte Martina.

Hanne bewegte das Bein wie einen Glockenschwengel hin und her und sagte: Bim bam! dazu. Hier hörte man die große Turmuhr ticken, sah ihr Räderwerk sich ineinander drehen. Es war still, son-

nenhell und roch nach Moder, nach Mauerkalk und Weihrauch.

Die zwei liefen nun zurück und stiegen eine ganz schmale, gewundene Treppe in das Kirchenschiff selbst hinab.

Der ganze Mittelgang und der Chor war mit eisernen Grabplatten früherer Äbtissinnen ausgelegt. Die Kinder buchstabierten einige lateinische Worte und entzifferten Namen, Gundelfingen, Hegesar, Merzheim. Hanne hüpfte auf einem Bein und brachte dadurch einen merkwürdigen Ton hervor, als ob ein Klöppel gegen eine Glocke schlug.

Auf einem Konsol links über Strohblumenkränzen thronte eine Madonna in weißem, hemdartigen Gewand, zwischen zwei dicken Kerzen auf vergoldeten Leuchtern und steifen Büschen von künstlichen Rosen.

„Sie sieht so dumm aus wie Trude Göckingk," sagte Hanne.

Um die Wirkung des katholischen Symbols abzuschwächen, hatte die Äbtissin auf die Kalkwand daneben in mächtigen, schwarzen Lettern zwei evangelische Kernsprüche malen lassen:

So halten wir es denn, daß der Mensch gerecht

werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Röm. 3, 28.

Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben drinnen; und sie ist's, die von mir zeuget. Ev. Joh. 5, 39.

Diese Sprüche waren von Moosrahmen eingefaßt. Beiden Kindern erschien der Kontrast so lustig, daß sie laut loslachten.

Jetzt konnten sie überhaupt erst recht Mysterien untersuchen. Hanne hob den grünwollenen Vorhang des Beichtstuhls und setzte sich hinein.

Nun kniete Martina auf dem Bänkchen und versuchte durch das Gitter zu murmeln.

Hanne sagte mit Salbung: „Sei getrost, meine Tochter, dir sind deine Sünden vergeben," und trat wieder hervor.

An der Kanzel waren Figuren der vier Evangelisten mit schwarzen Tieren, einem Widder, Adler und Löwen, angebracht, den untern Abschluß bildete ein Strauß von Engelsköpfen, von welchen mehrere abgeschlagene Nasen hatten. Diese Nasendefekte kannten die Kinder von ihren Sitzen in der Kirche aus ganz genau; es war eigen, jetzt dicht vor ihnen stehen und sie betasten zu können.

Der proteſtantiſche Altar war ein weißer Holztiſch auf plumpen, viereckigen Füßen mit einer ſchwarzen Tuchdecke, die am Rand einen Silberſtreifen trug.

Dahinter ragte der Hochaltar aus weißem, vergoldeten Holz. Zuoberſt, unter der Bekrönung der Pyramide, hing ein blaues, wimperloſes Rieſenauge, das Auge Gottes bedeutend, dann kam ein Rundbild, ein alter Mann in den Wolken auf einer Kugel thronend, den Abſchluß bildete ein großes Ölgemälde, die Geißelung darſtellend. Juden in Turbanen und orientaliſcher Gewandung, eiſenbepanzerte Kriegsknechte, ſtanden um den Herrn, der nackt und blutberieſelt, die Hände über dem Lendenſchurz zuſammengebunden hielt. Kerzen und Blumenvaſen wieder ſchmückten den Sims des weißen Schrankes mit myſtiſchen goldnen Initialen.

Die Feierlichkeit innerhalb dieſes abgeſchloſſenen, heiligſten Raumes wurde immer eindrucksvoller, in gleichem Grade wuchs die Tollkühnheit der Eindringlinge. Die Kinder unterſuchten alles ſehr genau. Die ewige Lampe reizte Hanne ganz beſonders. Sie war zu klein, Martina mußte an dem vergoldeten Blechgefäß ziehen. Nun ſah man im roten Glas über Öl ein Lichtchen ſchwimmen.

Sie guckten beide hinein. Martina kniff ein Auge ein, um eine künſtleriſche Wirkung zu haben. Von weitem war das Glas viel ſchöner geweſen, wie Rubin, und den Meſſing hatte ſie immer für pures Gold gehalten.

Hanne tippte in das Öl, ſchob das Gefäß ſchaukelnd hin und her. Auf einmal war die ewige Lampe aus.

„O Gott! Hanne!“ ſchrie Martina auf.

„Na was iſt denn?“ fragte Hanne grob, trotzdem ſehr erſchrocken. Sie ließ los, und die Blechampel ſchnellte zurück. Da hing ſie nach mehreren Pendelſchlägen ſtill, wie tot. Ihnen kam auf einmal die ganze Kirche dunkel und dräuend vor.

„Wir werden geſchaßt werden,“ ſagte Martina gepreßt, „wenn der katholiſche Paſtor ſich beklagt. Das iſt was Furchtbares, die ewige Lampe ausgehen zu laſſen!“ Verwirrte Erinnerungen an die Veſtalinnen, die eingemauert wurden, ſtiegen ihr auf.

„Wenn wir nur Schwefelhölzchen hätten!“ ſagte der Spatz. „Ich ſteckte ſie ſchnell genug wieder an. Ah bah! Wer ſoll merken, daß wir's waren. Die denken, die Lampe iſt von ſelbſt ausgegangen.“

„Laß uns nur den Schemel wieder wegſtellen!“

mahnte Martina. Sie brachten alles in Ordnung, zogen dann eilig und beklommen ab. Im Vorraum, wo Schreine und Baldachin für Prozessionen verwahrt wurden, war das Tor verschlossen, aber ein Fensterflügel in halber Manneshöhe vom Boden, stand auf. Durch diesen preßten sich die zwei.

Draußen im hellen Sonnenschein des alten Kirchhofs wurde der Spatz gleich so frech, daß er mit seinem Taschenbleistift die Kirchenmauer zu bekritzeln begann. M. V. und J. v. T. H., Johanna von Trossell-Hückeswandt, ein Huhn und ein langnasiges Gebilde daneben bedeuteten Grosse und Benedikte von Hautefort.

„Um Gottes willen, laß!“ drängte Martina. „Man wird merken, daß wir die Lampe ausgemacht haben.“

„Ich will anschreiben, der Teufel war hier und hat die Lampe ausgeblasen,“ sagte der Spatz.

Martina rang mit dem Spatz um ihren Bleistift. Sie überkugelten sich, stürzten lachend in das hohe, blühende Kirchhofsgras.

Da blieben sie nun, noch toller lachend, vorerst liegen.

Der alte Kirchhof war als Begräbnisplatz natür-

lich längst aufgegeben. Um die wenigen noch ragenden Kreuze und Grabsteine wucherte das Gras. Eine Trauerweide stand da, an deren langen, biegsamen Zweigen man anfassen und sich schaukeln konnte, und die Mitte nahm ein undurchdringliches Fliedermassiv ein, über und über bedeckt mit weißlila und lilaroten Blütentrauben.

Martina und der Spatz wühlten sich einen Zugang zwischen den Büschen durch und saßen nun im Innern.

„Jetzt sind wir verzaubert, und die ganze Welt kann nicht an uns ran," erklärte der Spatz.

Die Sonne schien prall auf die zwei, die sich kugelten, knurrten und grunzten wie junge Tiere. Es duftete betäubend, Bienen und Mücken summten und schwirrten. Sie wurden sehr heiß, ihre Haare lösten sich auf, fielen ihnen über die Ohren. Der Spatz war ganz toll, wie betrunken. Er sagte in einem fort: „Ich bin der Teufel Kuckuckutz und habe die ewige Lampe ausgeblasen."

Martina wälzte sich, pustete und schnurrte vor Vergnügen. Sie hörten die Hühner gackern vom Hof der Ökonomie, hörten einen Steinwagen auf der

Chauſſee rollen. Der Himmel war ſo grell blau, daß ſie die Augen ſchließen mußten, wenn ſie hinein ſahen.

Es war ſtreng verboten, ſich hier aufzuhalten, und dies Bewußtſein ſtachelte ſie. Nach der Kirchenkälte und Beklommenheit fühlten ſie die Wärme, das Vertraute der Natur, doppelt wohlig.

Martina nahm ganze Büſchel Laub und Blüten in die Arme, drückte ihr Geſicht hinein. Sie fühlte ſich gar nicht mehr wie ein erzogenes oder gezogenes Kind, ſondern pudelnackt, von allem da drin im Stift, von aller Ernſthaftigkeit und allen Pflichten losgelöſt.

Der Spatz ſaß und predigte den Mücken: „Ihr habt's gut! Ihr tanzt und ſchwirrt den ganzen Tag, braucht nichts zu lernen, nichts zu glauben! Glaub' mir doch, Martin, wir ſind ganz dasſelbe. Alles übrige iſt Dummheit.“

Die zwei nannten ſich Martin und Johannes unter ſich, führten in dieſem Charakter auch oft philoſophiſche Geſpräche. Oder ſie waren Strupp und Strolch, zwei Handwerksburſchen und ſagten alsdann alle Rohheiten und gewöhnlichen Ausdrücke, die ſie wußten, geberdeten ſich als ob ſie betrunken wären, ſchwankten hin und her, rülpſten. Eigentlich hatten

ſie niemals Handwerksburſchen in dieſem Zuſtand geſehen; die Vorſtellung mochte ihnen geläufig ſein, weil die Äbtiſſin und die Damen ihnen mit Vorliebe Handwerksburſchen als Muſter von Geſittung und Beſcheidenheit entgegenhielten. „Handwerksburſchen benehmen ſich manierlicher als ihr!“ Oder „Handwerksburſchen ſchreien und johlen nicht ſo!“

„Ich möchte ein Zigeunerbub ſein!“ ſchwärmte Martina, „immer rumziehen, draußen ſchlafen, nichts tun, Rehe und Hirſche behorchen, — des Nachts in die Sterne gucken.“

„Des Nachts mußt du ſchlafen,“ ſagte der Spatz, dabei kitzelte er ſie mit einem abgenagten Halm unter die Naſe.

Martinas Augen waren glänzend und weit geworden: „Des Nachts würde ich wach liegen, in die Sterne gucken,“ beharrte ſie.

„Uih! die Hiebe am Tag vom Zigeunervater, das ſchlechte Eſſen!“

„Aus Hieben und Eſſen mach' ich mir nichts. Wenn ich nur draußen ſein kann!“

„Soll dir die Groſſe wieder eine Ohrfeige geben?“

Das ältere Mädchen ſagte: „Die Ohrfeige von

der Groſſe fühle ich gar nicht. Sie iſt gemein, ſie beleidigt mich nicht.“

„Ach, du biſt eine Prinzeſſin! ein Mucius Scävola!“

„Der möcht' ich ſchon ſein!“ ſagte Martina hochmütig.

„Ich lachte doch über dich, ſtreckte dir die Zunge raus, wenn ich dich an dem Kohlenbecken ſtehen ſähe!“ ſagte der Spatz.

„Du lachſt über alles!“

„Was ſoll ich auch anderes tun? Ich bin ja bloß ein Spatz. Und du biſt ein Menſch.“

„Du biſt ebenſogut ein Menſch wie ich!“

„Gott bewahre! Du wirſt groß und mußt ernſthaft ſein. Ich werd' ja doch nicht alt. Ich ſterbe.“

„Wer ſagt dir, daß du ſtirbſt?“

„Ich weiß doch. Ich ſterbe. Sieh mal, was ſoll denn auch an mir dick und groß werden? Das — das? Oder das?“ Der Spatz hob ſeine ſpindeldürren Ärmchen und Beine, befaßte dann Martinas Schenkel. „Das iſt doch Fleiſch! Ich bin Haut und Knochen.“

„Du trinkſt doch aber Malzbier zum Frühſtück und kriegſt Lebertran!“

„Pah, Malzbier!“

Martina mochte glauben, daß Reue den Spatz lebensüberdrüssig stimmte.

„Hanne! Tut es dir leid, daß du die Lampe ausgeblasen hast?“

„Ich habe sie gar nicht ausgeblasen. Sie ging aus, eben weil ich sie anfaßte. Es tut mir gar nicht leid. Ich wollte, ich könnte sie wirklich ausblasen, vor allen Leuten, Abt und Papst (Pastor) unter der Nase!“

„Du bist sonderbar!“

„Ach sag doch nicht das dumme Wort! Grad wie Grosse und Griesinger: ‚Hanne ist sonderbar!‘“

Sie steckte die Zunge heraus, zog die unteren Augenlider herab und wackelte mit den Ohren.

„Du, Martin, bist auch ein feierlicher und alberner Fisch, fast so fischig wie Trude Göckingk! Jetzt sag' mir das tollste, was du je gedacht hast! Das wagst du nicht! Ätsch!“

Martina war dunkelrot geworden. Der Spatz belauerte sie wie ein Marder mit kleinen eingekniffenen, spöttischen Spüräuglein. „Du wagst es nicht!“ höhnte der Unhold.

„Doch," sagte Martina stolz. „Ich möchte den Teufel beschwören. Ich liebe den Teufel."

Der Spatz klatschte in die Hände und hüpfte vor Lust auf einem Bein. „Das ist köstlich, das ist riesig ulkig überhaupt! Du glaubst an den Teufel! Du bist in den Teufel verliebt! — Ich will dir noch etwas viel tolleres sagen. Ich möchte, daß mich der Papst, Melchior Baumann, küßte, richtig küßte, wie man eine Frau küßt. Da — nun!"

Martina genierte sich. Man wußte nie, ob der Spatz Witze machte oder im Ernst sprach. Sein Gesichtchen war nicht größer als eine Hand, er sah frech, gar nicht verschämt und drollig aus.

„Ich denke nie an solche Sachen," sagte sie. „Das ist unanständig."

„Für dich ist's auch unanständig. Für mich nicht," sagte der Spatz gleichgültig.

Er fing an, Martina zu zwicken und zu kneifen, bis sie einwilligte, aus dem Versteck herauszukriechen und die Expedition fortzusetzen.

Erst kratzten sie von den Grabplatten die Erde ab und versuchten, ob die Steine wackelten. Ein Kreuz ließ sich ganz zur Seite schieben, sie arbeiteten

eine Weile daran, in der Hoffnung, auf Sarg und Gerippe zu ſtoßen. Nachher wurde es zu langwierig.

Sie liefen durch die Allee unter der Brücke des ausgetrockneten, kleinen Mühlbachs weg, wo Grasmückenneſter waren.

Während die Kinder hineinguckten, kniff der Spatz Martina plötzlich. „Papſt!“

Der Pfarrer kam von ſeiner Wohnung über die Brücke.

Martina wurde dunkelrot. Der Spatz blieb ganz gleichgültig, ſtreckte ſogar frech die Zunge heraus und vollführte, als der Wanderer grade über ihnen war, einen Teufelstanz.

„Um Gottes willen!“ ſagte Martina.

Ihre Frechheit wurde immer größer. Der Spatz war wie vom Teufel beſeſſen. Sie liefen quer über die Wieſe, unter den Fenſtern der ganzen Gartenfront des Stifts, in den Wald. Im Stift mußte jetzt Kaffeeſtunde ſein, man würde ſie vermiſſen.

„Das iſt gerade fein!“ fand der Spatz.

Die Wieſen waren der Stolz der Gegend, ſmaragdgrün, üppig und hochſtehend, mit Blumen beſtreut.

Der Spatz trieb die Kühnheit ſoweit, von dem

Rosenbusch unter der Gartenmauer Rosen abzubrechen. „Pfui! du willst den Teufel beschwören!“ trieb er Martina an.

Nun rupfte Martina auch Rosen ab. Es waren köstliche Rosen, halbveredelte, von besonderem Wohlgeruch, im ganzen Stift bekannt, weil man sie seinem Schwarm als Zeichen von Mut, der den Gesetzen trotzt, verehrte. Gleich hinterm Wiesenrand fing der Wald an, majestätischer, alter Buchenhochwald. Hier war's auf einmal fast dunkel, gar kein Unterholz, nur welkes Laub in vielen Jahresschichten bedeckte den Boden.

Der Spatz kuschelte sich in eine Mulde, deren Wände mit Schöllkraut, Taubnesseln und Kräutchen ‚Rühr-mich-nicht-an‘ bestanden waren. Oben bildeten tausende von Blätterherzen ein Dach, sie schienen beständig zu zittern, in der Beleuchtung zu wechseln, so daß sie bald nachtschwarz, bald glühendes Gold waren. Die blanken, glatten Stämme hatten die Farbe von Tierhaut, schwüler Modergeruch lagerte unter ihren verschränkten Ästen.

Martina schrie hell auf. Ein schwarz und gelb gefleckter Salamander entschlüpfte zwischen den

Wurzelknorren. Der Flamme sollte er standhalten können! Das war geheimnisvoll und merkwürdig.

Sie dachte sofort an den Erlkönig, an Elfen, allerlei verwunschenes Volk. Nach oben konnte man nicht weit sehen, weil Stämme und Laub sich wie ein Wall ineinander schoben, wo der Wald bergan stieg. Der Spatz biß vorjährige Eckern auf oder jagte nach Käfern und Ameisen. Er mußte immer necken und stechen. Von der Veranda hörte man Geschirr klirren.

Martina verspürte Hunger. Es war doch schöner, hier zu sein und zu räubern! Man fühlte sich als Wildling, losgelassen. Am liebsten wäre sie eingeschlafen; in ihren Gliedern war eine köstliche Schwere wie nach einem Rausch, wenn es auch nur ein Rausch von Luft und Sonne gewesen war.

Hinter ihren geschlossenen Lidern sah sie die braunen Butterbrote mit hellen Semmeln darauf, ihr war, als röche sie den Duft von Kaffee und Milch.

„Ich hab' Hunger," sagte sie zum Spatz.

Der Spatz bereitete einen neuen Raubzug vor, wie man trotz Rieke durch die Küche gehn, in die Vorratskammer dringen, einen Knust aufraffen konnte.

Minna und Gustchen waren Verbündete, die petzten nicht.

Sie krabbelten sich zum Weg empor.

Kurz vor dem Stiftstor begegnete ihnen Fräulein von Ortlieb. Sie war eine der weniger gefürchteten Stiftsdamen, gutmütig und nicht sehr rege.

Der Spatz ging sofort auf sie zu: „Gott, Fräulein von Ortlieb! Wir haben so Angst! Da ist ein Kerl im Walde!“

Die Stiftsdame erschrak tief: „Was! Ein Vagabund, ein Strolch?“

„Scheußlich! Ganz zerlumpt! Mit einem Knüttel!“

Die Kinder gingen rasch wie in scheinbarer Angst, die Ortlieb war unwillkürlich mit ihnen umgedreht. Der Spatz genoß die Komödie vollkommen, winkte und blinkte Martina zu. Die ging mit gesenktem Kopf, — lügen konnte sie nicht recht.

„Er guckt immer nach dem Stift rüber!“ erzählte der Spatz.

„Himmel! Neulich ist auf der Chaussee nach Gehrhausen erst noch einer totgeschlagen worden. Man liest alle Tage so viel schreckliches in den Zeitungen.“

Die Schreckensnachrichten in den Zeitungen bildeten die Lieblingslektüre der hünenhaften Ortlieb. Die Stiftsdame sah wie ein angejahrtes Riesenkind aus, in Bluse und kurzem, schwarzen Satinrock über dem turmartigen Knochengerüst eines Küraſſiers. Ihre Kiefern arbeiteten mit vor Aufregung, „Kerle" waren ihr Schrecken.

„Sprach er euch denn an?"

„Ne, er drohte bloß mit dem Knüttel und schrie was Gräßliches."

„Was schrie er denn?"

„Oh so Schimpfworte!"

Die drei schritten jetzt glücklich durch das gefährliche Eingangstor im Angesicht des halben Stifts, da der Kaffee vorüber war.

„Danke schön, daß Sie uns mitgenommen haben, Fräulein von Ortlieb!" sagte der Spatz artig und knixte.

Die Stiftsdame gab ihr auch noch treuherzig die Hand.

„Aber wie seid ihr denn eigentlich überhaupt in den Wald gekommen?" fragte sie mit plötzlich erwachendem Mißtrauen.

„Wir ſahen Sie und dachten, der Kerl könnte Ihnen was tun.“

Das Gehirn der Ottlieb arbeitete nicht ſehr raſch, der Spatz gab Martina ein Zeichen.

Die zwei waren ſchon verſchwunden, während ſie ihnen noch kopfſchüttelnd, mit nicht gerade geiſtreichem Ausdruck nachſah. Eine andere Stiftsdame kam, beide Würdenträgerinnen traten eifrig redend und geſtikulierend ihren Spaziergang an.

Der Spatz und Martina hatten das Glück, die Tiſche auf der Veranda noch gedeckt zu finden. Sie ſtrichen ſich Semmeln am Damentiſch und ſteckten ſich die Taſchen voll Zucker.

Dies war ein ganz herrlicher Tag geweſen. Der Spatz beſchloß ihn, indem er des Abends im Garten den Ruf des Käuzchens nachahmte. Die Käuzchen waren für das ganze Stift der Gegenſtand abergläubiſchen Schreckens.

Gott! war der Spatz ruchlos!

Von der ausgeblaſenen ewigen Lampe kam nie etwas heraus.

Den Teufel beſchwor Martina aber doch, und ſogar mit Trude Göckingk.

Das kam so:

Die Stiftsdame, die den Geschichtsunterricht beaufsichtigte, Freiin von Kellenhusen, hatte ihnen unrecht getan. Sie verlangte die Bedingungen des Tilsiter Friedens, die erst in den folgenden Abschnitt im Hahn gehörten.

Die Kinder wußten es ganz genau, aber Fräulein von Kellenhusen bestand auf ihrem Willen. Natürlich konnten beide nichts, mußten zur Strafe aufsagen und die Bedingungen zwanzigmal schreiben.

Den Klassenersten war ähnliches noch nie geschehen. In Martina und Trude wohnte nun ein tiefer Grimm, sie waren fast versteinert. Das gemeinsame Dulden näherte sie einander wieder, während sie von drei bis vier saßen und ihre Strafarbeit schrieben.

Die Stiftsdame behandelte sie schlecht beim Aufsagen, fuhr auch im besonderen Trude an: „Essen und trinken kannst du, gemästeter Faulpelz! Ihr tut gar nichts, eßt bloß und seid eingebildet! Ich will euch ganz anders jetzt vornehmen, das faule Leben soll aufhören! Na, trollt euch nur, nächstes mal geht's euch nicht so gut!“

Den Fall verschlimmerte, daß eine Selektanerin,

ein Liebling der Kellenhusen, dabei war und die beiden spöttisch beobachtete.

Die Stiftsdamen hatten unter den Großen oft wirkliche Freundinnen, es wurde gemunkelt, daß sie sich mit ihnen privatim du nannten. An sich wäre es gar nichts wunderbares gewesen, da zwischen den jüngeren Damen und den ältesten Zöglingen kaum acht bis zehn Jahre Altersunterschied liegen mochten; den Kleinen erschien diese Vertraulichkeit etwas Verbotenes, eine Art Sakrileg.

„Du! Mach nicht so'n patziges Gesicht!" rief Lila von Kramer Martina an.

„Du hast mir gar nichts zu sagen!" murrte Martina. Es war Sitte, daß alle Stiftszöglinge untereinander sich duzten, obgleich bekannt war, daß die Großen oft wünschten, die Kleinen sollten sie Sie nennen.

„Was! Was?" fuhr die Kellenhusen dazwischen. „Du willst noch unartige Antworten geben? Marsch! Marsch raus! Oder du bekommst was über den Mund! Freche, faule Trinen, ihr! Schämt euch was! Setzt euch hinter eure Bücher und lernt! Du fetter, plumper Kloß," sie schob

Trude an der Schulter, „könntest wohl mehr Anstrengungen vertragen.“

Aufsagen war bei den Damen gar nicht beliebt, da es ihnen ihre eigene private Zeit wegnahm. Trotzdem waren sie durch die Vorschrift genötigt, diese Nachprüfung selbst abzuhalten. Schimpfen taten sie alle, die Kinder wußten nicht warum? die Erzieherinnen wohl auch nicht. Das Handwerk brachte es mit sich. Vor allem wurde zu viel und endlos geredet, wo genügt hätte, den Fall einfach festzustellen. Und natürlich kam beim nächsten Versehen derselbe Fall noch einmal aufs Tapet.

Die Augen der Kinder waren schwarz vor Haß.

„Die — die — —“ sagte Trude mit langem, surrenden Atemzug, „die Hexe! die Katze!“

„Wir wollen sie verfluchen,“ schlug Martina vor.

Sie standen noch in dem engen, dunklen Korridor vor dem Zimmer der Stiftsdame. Überall im Stift gab es solche dunkle Seitenkorridore und Treppchen, die Lampen brannten schon.

„Wie macht man das?“

„Komm!“ sagte Martina, „ich weiß schon.“

Sie liefen bis nach der Bodentreppe. Da war

es ganz dunkel, nur von unten, aus den Gängen, fiel das Licht herauf.

„Man muß den Teufel anrufen," ſagte Martina bleich, mit gepreßten Lippen, „zu ihm beten, daß er ſie tötet."

„Er könnte ſie auch bloß krank machen," lenkte Trude ein, „das wäre genug."

„Nein er ſoll ſie töten! Sie iſt des Todes würdig."

Martina malte einen Kreidering an die Wand der Bodentür. Sie und Trude legten ihre Mittelfinger hinein. „Satan, Beelzebub, Luzifer, großer Gott, Teufel!" ſagte Martina nun ganz langſam. „Wir glauben an dich, bitten dich ſehr, daß du Eliſabeth, Freiin von Kellenhuſen, beſtrafſt. Sie iſt dir verfallen mit Leib und Seele. Hole ſie bald ab und ſtrafe ſie für uns! Wir werden immer dankbar ſein, an dich glauben."

Trude wollte während der Beſchwörung ſchon ein paarmal den Finger wegziehn, Martina hielt das Gelenk mit ihrem feſt. „Jetzt darfſt du nicht zurück, ſonſt holt er dich ſelbſt."

Sie fuhr fort. „Wir, Martina Voggeſandt und Gertrud Göckingk," — hier zuckte der Finger,

„wollen dies und befehlen es dir. Hilf uns! Zeige uns deine Kraft! dann beten wir dich an. Amen.“

Trude ſprang ſehr ſchnell, wie gejagt, die dunkle Treppe hinunter. Martina folgte ihr. In der Ecke vor der Tür des Krankenzimmers ſaß die große, graue Lieblingskatze der Ortlieb und ſah ſie mit gelben, glühenden Augen an.

„Das iſt der Teufel!“ ſchrie Trude. „Er iſt hinter uns her, packt mich am Genick!“ Martina blieb ganz feſt und feierlich. Sie glaubte.

Trude Göckingk wagte die nächſten Tage nicht mit ihr zu ſprechen. Martina ſah deutlich, daß ihre Freundin ſie haßte; es tat ihr nichts. Sie wartete, daß er hülfe, zeichnete magiſche Zirkel und Dreiecke in alle ihre Bücher.

Plötzlich, nach drei Tagen, hieß es im Stift, Fräulein von Kellenhuſen wäre krank. Trude wurde ganz fahl und zitterte heftig, aber Martina ſah förmlich verklärt aus. Sie wußte ganz genau, daß Fräulein von Kellenhuſen nun ſterben mußte.

Der Ausgang löſchte in ihr allen Haß gegen die Lehrerin, erfüllte ſie aber zugleich mit tiefer Befriedigung über ihre Macht.

„Ich bitte dich, Martina, laß uns den Kreis wegwischen!“ flehte Trude.

Martina schüttelte nur den Kopf. — „Dann geh ich allein hin und tu's.“

Martina wußte, daß Trude nie den Mut haben würde. „Er sitzt da und hütet ihn“ sagte sie höhnisch.

„Ich sag's!“

„Dann werden wir geschaßt.“

Eine solche Aussicht mußte auf die Musterschülerin lähmend wirken. Geschaßt werden war das äußerste in einer Schulexistenz, etwa der Hinrichtung im bürgerlichen Leben entsprechend. Martina entsann sich eines ganz sagenhaften Falls, aber sie bewahrte nur eine sehr dunkle Erinnerung. Fanny von Röhler hieß die betreffende, sie hatte sich mit einem jungen Mann Briefe geschrieben.

Das ganze Stift, auch Martina, war im Saal versammelt worden, es wurde vorgelesen, daß Fanny geschaßt wäre. Sie hatte laut aufgeschrien und geweint. Eine von den Damen reiste mit und brachte sie nach Haus, nach Mainz.

Es war ein schrecklicher, nie wiederholter Fall, man erzählte sich ihn durch Generationen flüsternd weiter. An einen jungen Mann zu schreiben, schien

auch Martina das furchtbarſte, was man tun konnte. Sie war noch weitab von ſolchen Dingen.

Nach einer Woche hieß es, daß Fräulein von Kellenhuſens Krankheit Typhus wäre. Der Teil des Hauſes, wo ſie wohnte, wurde ganz abgeſchloſſen, eine Krankenſchweſter war bei ihr. Niemand durfte hinein, auch Lilli von Kramer nicht.

Die Äbtiſſin beſuchte ihre kranke Stiftsdame jeden Tag.

Immer ſtanden die drei auf ihrem Wege und beobachteten Gräfin Molsheims ernſtes, ſorgenvolles Geſicht.

Lilli fragte unter Tränen und erhielt einen Beſcheid. Stets denſelben. Es geht nicht gut. Das Fieber hält an.

Sie machte ſchon Konverſation mit der Äbtiſſin, verkehrte geſellſchaftsmäßig. Martina und Trude fragten nicht. Trude weinte bitterlich, Martina ſah blaß und geſpannt auf die Gräfin.

Dieſe hielt die ſtete Anweſenheit der Freundinnen lediglich für Teilnahme. Manchmal tröſtete ſie Trude: „Nun, nun, Kind! Wie Gott will! Wir müſſen hoffen, ſo lange Hoffnung iſt, uns unter ſeine Hand beugen, wenn Er es nicht anders meint.“

Trude kniete dann hoffnungslos. „Ach Frau Äbtiſſin, ich bete jeden Tag zum lieben Gott.“

„Martina, wiſch' den Kreis aus!“ drängte ſie nachher.

Aber Martina ſchüttelte nur den Kopf.

„Sicher krieg' ich einen Schwärfinger,“ ſagte Trude. „Der Finger, den ich hingelegt habe, brennt und zwickt mich.“

„Ach, Schaf!“ ſagte Martina rauh. Trotzdem bereitete es ihr einen gewiſſen Genuß, Trude an der Kette des gemeinſamen Verbrechens feſtzuhalten. „Wenn ſie ſtirbt, haben wir es getan,“ ſagte ſie. „Der Teufel iſt doch mächtig!“

„Ich gehe zu Herrn Paſtor!“ heulte Trude.

„Tu's! dann hetze ich Ihn auf dich, er holt dich dieſe Nacht.“

Trude wurde ordentlich blaß und mager in den Tagen. Sie heulte ſelbſt beim Eſſen, ihre Naſe glich einer entzündeten, roten Knolle. Trotzdem aß ſie ebenſo reichlich wie ſonſt.

Martina konnte kaum einen Biſſen verzehren, ſie befand ſich in zitternd hochgeſchraubter Stimmung, in einer Region von beinah unerträglicher Klarheit.

Die Erwartung benahm ihr den Atem.

Fräulein von Kellenhusens verheiratete Schwester, eine Pastorin aus Mecklenburg, kam mit ihrem Mann. Alle waren jetzt schon schwarz gekleidet und weinten beständig. Die Äbtissin wachte oft die Nacht bei der Kranken, ein zweiter Arzt aus Bonn beriet mit dem alten Sanitätsrat. Martina wußte, daß alles unnütz war: Elisabeth von Kellenhusen mußte sterben.

„Wenn sie stirbt, sag ich's doch! Du hast's ganz allein getan!“ jammerte Trude. „Ich wußte gar nicht, was du tun wolltest. Du hast meinen Finger festgehalten.“

„Dein Finger war drin, er hält dich dran,“ sagte Martina triumphierend.

„Du bist zu schlecht! Ich wollte lieber, daß wir eingesperrt und bestraft würden, als dies!“

„Hauen ist auch gar nichts. Das ist was für Kinder,“ sagte Martina verächtlich. „Wenn mich einer haut, tu ich's gerade!“

„Du bist eben schlecht.“

„Du bist eine Gans!“

Die Freundinnen zankten sich jetzt oft, daß sie feuerrot im ganzen Gesicht wurden. Trude kämmte gerade ihre langen, krausen Haare und schlug dabei

mit der Bürste nach Martina. Die riß ihr die Bürste weg und schlug sie.

Trude duckte ihr Gesicht hinter ihre Hand und schrie um Hilfe. Martina hieb derb zu, knuffte und puffte sie.

„Ks! Ks!“ hetzte der entzückte Spatz.

Nun nahm die geängstete Trude den Blechhandleuchter und schlug damit nach Martina.

„Pfui!“ schrie die ganze Fohlenwiese, die unehrenhaft fand, daß Trude eine Waffe gebrauchte.

Die scharfe Kante schlug hart auf Martinas Stirn. Sie blutete. Im Nu war ihr ganzes Gesicht mit Blut überströmt, das warm in ihre Augen floß.

„Warte —“ sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie bog Trude herunter, riß sie an den Haaren. Die Bürste hatte sie noch in der Hand, damit schlug sie solange und so fest sie konnte auf sie ein. Sie kam ganz außer Atem, ihr Arm tat ihr weh und ihre Brust keuchte.

„Ich sag's Fräulein von Griesinger,“ zeterte Trude. „Du — du — mit dir ist man seines Lebens nicht sicher!“

„Petze!“ Martina gab ihrer Freundin noch einen verächtlichen Tritt und ließ ab.

Die andern hatten einen Ring gebildet, kontrollierten lediglich die Ehrlichkeit des Kampfes. Entschieden hatte Martina gesiegt. Sie kühlte ihre zerschlagene Stirn im Waschbecken und wurde von den ganz Kleinen eifrig bedient, das rinnende Blut stimmte alle froh und gehoben.

„Trude ist ein Frosch,“ sagten sie. „Sie petzt und lügt. Du, Martina, hast doch noch Schneid, läßt dir nichts gefallen!“

Martina trug eine eigroße Beule an der Stirn.

„Was hast du denn nur gemacht?“ fragte Fräulein von Griesinger unzufrieden.

„Ich hab mich gestoßen,“ gab Martina zurück.

In ihrem Tischkasten lag ein Brief, worin Trude schrieb, sie könnte nicht mehr mit Martina verkehren, Martina wäre ihr zu grob und zu gemein, Lilly Kramer sagte auch, daß Martina kein nettes Kind wäre. Sie wollten sich Sie nennen fortan und Martina sollte ihr ihre Geschenke zurückgeben.

Das Geschenk war ein Album mit aufgepreßter Vergißmeinnichtranke, das Trudes Mama dieser für ihre Freundin geschickt hatte.

„Überhaupt hast du mir nicht das Geschenk gegeben, sondern deine Mama!“ erklärte Martina, das angebotene Sie hochmütig außer acht lassend: „Du kannst es aber zurückhaben.“

Sie riß das Buch in vier Fetzen und warf sie ihrer Freundin hin. Das Album enthielt auf der ersten Seite eine Eintragung von Trude Göckingk:

„Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir
„So fordr' ich mein' Jahrhundert in die Schranken.

Deine bis in den Tod getreue Freundin
Gertrud Göckingk. (Karlos.)“

Außerdem einen Widmungsvers von Frau Geheimrat Göckingk, zum Behuf kleiner Mädchen umgeformt:

„Martas Fleiß,
Marias Glut,
Brav wie Esther,
Fromm wie Ruth,
Mägdleins bestes Hab und Gut.

Zur Erinnerung an deine mütterliche Freundin
Pauline Göckingk
geborne Freiin von der Plath-Fahlow.“

So war nun Trude Göckingk. Sie behauptete,

jetzt für Lilly Kramer zu schwärmen und hing der Selektanerin an den Röcken.

An der gottlosen Tat gegen Fräulein von Kellenhusen hatte sie durch die Trennung von ihrer früheren Freundin keinen Anteil mehr. Es war überhaupt ihr geheimes Motiv gewesen, dies Bewußtsein zu erlangen, Martina durchschaute die Spitzbüberei genau.

Acht Wochen nach dem ersten Ausbruch der Krankheit erklärte die Äbtissin bei Tisch, daß Fräulein von Kellenhusens Zustand sich zum Besseren gewandt hätte, daß sie genesen würde.

Martina sah Trude an. Die guckte gar nicht auf, sondern aß eifrig weiter. Es gab Schweinebraten mit Kartoffeln und Äpfeln, das allgemeine Lieblingsgericht.

Nachher strich sie triumphierend an Martina vorbei:

„Ätsch! Er hat's doch nicht getan!"

Martina zuckte vornehm die Achseln.

Als Fräulein von Kellenhusen ganz genesen war, Lilly Kramer und die Lieblinge schon wieder zu ihr durften, schlich sie sich auf die Bodentreppe vor ihren Zirkel.

Der ſtand noch da, unangetaſtet.

Martina wiſchte ihn mit Speichel weg und ſpuckte nachher noch gegen die Tür. Sie war wieder um eine Glaubensvorſtellung ärmer geworden.

Fräulein von Kellenhuſen hatte geſiegt. Trude Göckingk leckte ihr die Hände, ſie war jetzt als Lilly Kramers Schwärmer förmlich mit im Allerheiligſten beheimatet.

Auch Fräulein von Kellenhuſen fand, daß Martina kein nettes Kind zum Verkehr für Trude ſei. Trude bekam nun immer dickere Backen, ließ ſich oft Äpfel und Süßigkeiten ſchenken. Sie kaute, auch wenn ſie nichts im Munde hatte, und ſtrotzte vor Gerechtigkeit.

Einmal erbleichte ſie. In ihrem Aufſatzheft war ein Kreis gemalt mit zwei Zeigern übereinander: „Er holt dich doch, Fettſack!“

Sie radierte die Fratze fein ſäuberlich aus, ſie ließ ſich ganz gut fortradieren, und beklagte ſich bei ihrer Protektorin, daß Martina ihre Hefte beſchmierte, um ihr Tadel zu verſchaffen.

„Martina weiß eben ganz genau, daß du viel artiger und geſcheiter biſt als ſie,“ ſagte die Gönnerin. „Sie iſt ein Straßenkind.“

Weil sie nun manchmal im Zimmer der Stiftsdame sitzen durfte, dünkte sich Trude etwas Besonderes. Eigentlich war es langweilig, Lilly stäubte die Blumen ab, begoß sie, ordnete die Zeitschriften und Tagesblätter.

Es roch nach guter Seife und Veilchenparfüm, das Lilly von zu Hause mitbrachte. Lilly überhäufte ihre angebetete „Queen Elizabeth“ mit Geschenken und las englische Romane mit ihr zusammen.

All diesem Getu durfte Trude als Page beiwohnen, der auch auf Botengänge geschickt wurde.

Es war langweilig, aber ehrenvoll. Martina blieb ein Gassenbube.

Martina wußte gar nichts von natürlichen Dingen, hatte über Fragen des Geschlechtswesens nie nachgedacht. In der Weihnachtsgeschichte lernte man: Mit Maria, seinem vertrauten Weib; die war schwanger, nachher hatte Maria ein Kind. Vermutlich bekamen Leute, wenn sie groß waren, Kinder. Sie dachte nie daran.

Ihr Tag war so ziemlich ausgefüllt, mit Pflichten, die sie Unterdrückung nannte, und mit ihrem Widerstand dagegen, der Vergnügen bereitete.

Es machte Spaß zu faullenzen, wenn man arbeiten sollte, den andern Fratzen zuzuschneiden, Äpfel oder Knüste zu stehlen, wo es anging, mit dem Spatz unsinniges Zeug zu schwatzen oder noch unsinnigeres zu denken.

Ihre Abenteuer, die sie sich ausdachten, drehten sich um Prügeleien, um Zerstörung oder Entwendung von Gegenständen, höchstens träumten sie davon, daß sie durchbrennen könnten, im Wald eine Höhle bewohnten, sich täglich Blaubeeren, Rüben und Kartoffeln suchten, Wild fingen und Feuer anmachten.

Sie verfielen auf allerhand halsbrecherische Ideen, auf dem flachen Blechdach des Waschhauses umherzulaufen, sich an Verandapfeilern herunterzulassen, die Treppengeländer rittlings abzusausen oder zehn Stufen auf einmal zu springen.

Martina und der Spatz vollführten Rüpeltänze, oder Martina allein drehte sich mit schlenkernden Händen und Beinen als heulender Derwisch, bis sie atemlos gegen die Wand fiel. „Ach! Ach! Ich kann nicht mehr. Ich bin tot! Heb' mich auf, Spatz."

Alle diese Lustbarkeiten waren verboten, es gab Strafe, wenn man dabei ertappt wurde. Der Umstand erhöhte das Vergnügen. Dort verweilten Mar-

tinas Gedanken, während sie mechanisch und gut ihre Aufgaben löste, rechnete, schrieb oder Aufsätze verfaßte. Nichts in ihrer Beschäftigung interessierte sie auch nur im mindesten. Ebenso war es bei den andern, die dachten überhaupt nicht, lebten von Tag zu Tag, höchstens aßen alle gern und mit Behagen. Auch Martina freute sich auf jeden Freitag, weil es da eine Mehlspeise und Kompott statt Braten gab. Und Sonntags erhielt man mittags Dessert, abends Äpfel und Kuchen; das waren ihr deshalb liebe Tage. Wenn sie des Morgens aufwachte, dachte sie froh: hah! heut ist Freitag! Dann kam sie leichter aus dem warmen Bett.

Im Übrigen brachten die Jahreszeiten Abwechslung. Im Sommer konnte man viel draußen sein, es gab Heidelbeersuchen im Wald, Blumenpflücken, Plündern der Büsche und Apfelbäume. Im Winter hatte man Schlitten, Schneebälle, Eislaufen, Weihnachten und Tanzstunde, ja den Tanzstundenball. Außerdem feierte man alle christlichen Feste, das Stiftungsfest und den Geburtstag der Äbtissin, an allen Damengeburtstagen gab es Kuchen, jeder Zögling bekam vom Stift einen großen, runden Rosinenkuchen, um den die Zahl der Jahre in Licht-

chen gesteckt war, er wurde in Stücke geschnitten und wanderte reihum am Kaffeetisch.

All das war fein und amüsant! Das tägliche Gekäu und Gehacke aus den Leitfäden ging dabei seinen Gang und machte das andere schmackhaft.

Alle Kinder dehnten und reckten sich, sowie die Schule vorbei war, das Stillsitzen hatte die Körper steif gemacht und in unnatürliche Lagen gebracht. Einige waren schon bleichsüchtig, immer bleimüde. Eine dunstige, verbrauchte Luft lag über der Klasse. Es war zu blöde, immer dieselben Dinge zu sehn, die Landkarte oder Tafeln mit Kristall- und Pflanzenformen. Man bemerkte doch nur einen neuen Riß oder Fliegenfleck, Europa war eine liegende Frauengestalt mit schiefhängendem Kopf, den Spanien vorstellte; den Rocksaum bildete der Ural. Norwegen mit Schweden glich einem ausgelaufenen Teighund; Dänemark saß als ganz unmotiviertes Käppchen über Schleswig-Holstein, und das Kaspische Meer war ein Dudelsack. Martina konnte jedes Wort, das irgendwo angeschrieben stand, von rückwärts lesen und wußte die Titel ihrer Bücher umgekehrt herzusagen. Einen Moment surrte und schwirrte es in der Zwischenpause, alles war wieder still, man hörte

das gleichmäßige, leierige Herſagen oder die harten, ſcheltenden Stimmen der Lehrer und Lehrerinnen — alle hatten harte Stimmen — die Widerwilligen und Trägen antreiben. Die Begabten und Eifrigen langweilten ſich, ſpielten mit ihren Nägeln, ſtachen Stecknadeln durch die harte Haut der Handfläche, oder bedeckten die Tiſchſeiten mit geiſtloſen Kritzeleien, ſie bohrten Löcher in das Holz ein, kneteten Wachsklumpen.

In Hannes Klaſſe waren zwei Schweſtern aus Berlin, Roſa und Adele von Gierch. Martina beſchäftigte ſich wenig mit ihnen, weil ſie ſchon einer höheren Klaſſe angehörten, obgleich im Alter zu den Kleinen paſſend. Ihre Hauptfreundin war eigentlich der Spatz, trotzdem ſie offiziell mit denen aus ihrer Klaſſe ging, auch noch manchmal mit Trude Göckingk, die ſie doch verraten hatte. Man konnte ſich im täglichen Leben nicht vermeiden, Trude wußte ja auch, was Martina über ſie dachte, dachte das Ihrige und petzte bei ihrem Schwarm.

Immer wenn Martina vorbeikam, ſah die Roſa Gierch ihr mit zugekniffenen Augen nach. Es machte den Eindruck, als lachte ſie hinter Martina her.

Martina trug einen blau und grün karrierten

Mantel mit Kapuze, den sie schon lange hatte, er mochte wohl noch ein Kindermantel sein; sie lief und sprang sehr rasch die Treppe hinunter, weil Tell und Schnauz zum Spaziergang mitkommen sollten, und sie die Hunde herauslassen wollte.

Die Rosa stand da, sah ihr zu und grinste.

„Was hast du denn eigentlich?“ fragte Martina ärgerlich.

„Ach, du bist so komisch!“ kicherte die andere, „so kindisch und so grob noch! Man sollte fast denken, du bist ein Junge.“

„Geht es dich was an, ob ich wie ein Junge bin?“ herrschte Martina sie an. „Ich bin auch ein Junge!“

„Du weißt ja noch gar nichts.“

„Was soll ich wissen?“ fragte Martina. Sie war dunkelrot geworden, ihre Augen blinzelten. Nun gerade zwang sie sich, die Rosa fest und drohend anzusehn.

„Nun, wie die kleinen Kinder in die Welt kommen,“ sagte Rosa Gierch.

Martina errötete noch dunkler. Gleichzeitig ärgerte und schämte sie sich, daß sie rot wurde.

„Wie kommen sie denn in die Welt?“ fragte sie möglichst gleichgültig.

„Soll ich es dir sagen?“ lockte Rosa.

„So sag's mir doch!“

Martina war stehen geblieben, beide Kinder sahen sich jetzt fest, einander messend, an. Rosa war größer als Martina, ein langes, schwankes Gebilde, mit einem breiten Mund, großer Nase und kleinen Augen. Sie sah nicht eigentlich gemein aus, hatte etwas Listiges, Verlangendes, ein feiner Schleim saß immer in ihren Mundwinkeln, und wenn sie lachte, legten sich um den Unterteil des Gesichtes merkwürdige, viereckige Falten, daß der Mund mit allen Zähnen vortrat. Ihre Augen hatten eine unbestimmte, fliehende Farbe, waren auch etwas blöd, leicht verkäst.

Martina hatte einen kleinen, sehr lieblichen Mund, ein feines, gebogenes Näschen und schöne, ernsthafte, graue Augen.

„Hier kann ich's dir nicht sagen,“ zischte die Rosa, sie standen unten im großen, steingepflasterten Hausflur; Tell, der Hund, legte sich gleich an Martina und stieß seinen wolligen Kopf in ihre Seite. „Morgen nach der Stunde, in der Mittagspause.“

Martina nickte nur kurz. Es war nicht üblich, mit denen aus einer niedrigeren Klasse vertraulich zu verkehren, selbst den Spaß ließ sie zuweilen aus diesem Grunde abfallen. Sie ging mit Helene Gadebusch aus ihrer eigenen Klasse. Sie sprachen wenig.

Die ganze Zeit dachte Martina an das, was die Rosa gesagt hatte: Wo kommen die kleinen Kinder her?

Helene Gadebusch war älter als sie, schon vierzehnjährig, sie schlief bei den Größeren im „Schattenreich". Es war ein sehr früh entwickeltes, großes Mädchen mit kräftiger Brust, mit schönen und regelmäßigen, obgleich unbelebten Zügen.

„Du, Helene, du hast doch verheiratete Schwestern," sagte Martina. „Haben sie Kinder?"

„Fünf Stück."

„Möchtest du auch heiraten, Kinder haben?"

„Aber sicher! Was soll ich anders tun?"

„Man könnte doch berühmt werden," sagte Martina, errötend. „Du, — wie die Jungfrau von Orleans!"

Die große Helene lachte: „Else und Grete haben geheiratet, da werd ich wohl auch heiraten. Ich kann's abwarten."

Helene war die Trägheit selbst, sie übereilte sich nie.

„Hast du deine Schwäger gern?"

„Es sind eben Schwäger!"

„Und die Kinder? Sind es Jungen?"

„Zwei Jungen und drei Mädel."

„Sind deine Schwestern schon alt?"

„Fünfundzwanzig und siebenundzwanzig."

Helene beantwortete alle diese Fragen mit Gelassenheit.

Martina trippelte ungeduldig neben ihr her. Sie hätte darauf gebrannt zu fragen: „Weißt du, wie kleine Kinder in die Welt kommen? Aber sie schämte sich zu sehr.

„So fragte sie: „Was glaubst du eigentlich, warum die Messalina verrufen war, warum sie so schlecht sein solle? Die römische Kaiserin, weißt du. Und Kleopatra?"

Helene war nicht sehr bewandert in historischen Persönlichkeiten. Sie zuckte die Achseln: „Die vergifteten wohl welche und raubten Königreiche."

„Nein, das ist es nicht."

„Na, was taten sie denn?"

„Ich glaube, sie hatten andere Männer gern außer ihren eigenen.“

Martina war blutrot geworden, aber Helene lachte hell auf.

„Du bist drollig, Martina! Das nennt man doch Ehebruch.“

„Ach —“ sagte Martina, „Ehebruch!“ Sie tat, als wüßte sie ganz genau, was Ehebruch wäre, und wußte es doch nicht. Das sechste Gebot lautete: Du sollst nicht ehebrechen. Sie hatte nie darüber nachgedacht wie über: Du sollst nicht töten, und die andern, nur sagte man es jedesmal leise, murmelnd; daran konnte man sehn, daß etwas Besonderes gemeint war.

Sie sprach nun mit großem Eifer von ihren Schlittschuhplänen, daß sie Schlittschuh mit Schrauben haben wollte, Halifax, und von den Hunden, damit Helene die dumme Frage vergessen sollte. Nun, die dachte überhaupt nicht lange! Aber es kam Martina vor, als behandelte die Große sie geringschätziger. Auf alle Fälle mußte sie, Martina, daher wissen, woher die kleinen Kinder kämen.

Als sie ihre Gamaschen aufknöpfte, stand die

Rosa in einem Haufen der andern Kleinen. Martina wollte nicht hinsehen, sie war gezwungen, ihr einen bestimmten Blick zuzuwerfen, worauf die Rosa ebenso blickte. Sie hatte einen sehr großen Mund, eine Art, ohne Grund zu lachen und sich zu zieren, indem sie auf der einen Hüfte einknickte, auf langen Füßen stakend schlürfte.

Martina war absichtlich aufmerksam in der Arbeitsstunde. Sie wollte lernen. Sie lernte Athalie aus der Chrestomatie, saß, beide Hände in die Ohren gestopft, wie die andern. Heute wollte sie absolut lernen, an nichts anderes denken. Die Grosse beaufsichtigte die Arbeitsstunde; ihrer Feindin gegenüber, weil sie ungerecht und kommun war, gab sie sich keine Blöße; das stand bei Martina fest. Sie blickte auf und sah, daß Rosa, die schräg vor ihr saß, sich umgedreht hatte.

Martina runzelte nur die Stirn, sie konnte die andere, ohne sie zu verraten, nicht mehr abfallen lassen, obgleich ihre Vertraulichkeit sie ärgerte. Was fiel der ein? Martina war doch schon in der dritten Klasse.

Die Rosa spitzte die Lippen, beugte sich in der Schulter rückwärts und reichte ihr geschickt unter der

Stuhllehne durch ein Buch. Nun mußte Martina nehmen und sofort! Es war ein Buch von Felix Dahn, Fredigundis, auf Seite 16 oben war ein Kniff mit dem Nagel gemacht. Martina las. Sie wurde sehr rot. Alles in ihr brannte und flammte.

In diesem Zustand fühlte sie den Blick der Grosse auf sich. Sie mußte nun aushalten, während ihre Kehle trocken war, ihr Atem hart ging. Sie meinte die Lider nie wieder aufheben zu können, fühlte ihre Wimpern zitternd zucken.

Immer sah sie die Zeilen.

Die Grosse machte ein spöttisches Gesicht. Das Licht vor Martina tanzte und flimmerte, so fest hielt sie alle Muskeln aufeinandergepreßt. Sie zitterte so heftig, daß Trude Göckingk mißmutig schniefte. Es war eine Marter. Rosa saß wieder über ihre eigene Arbeit gebückt und tat, als schriebe sie eifrig.

Dann kam die Hand verstohlen unter der Stuhllehne wieder durch, Martina legte das Buch hinein.

Die Grosse sah zum dritten Mal fragend herüber, Martina saß wieder geduckt und ängstlich, im Brand.

„Na?“ sagte Rosa vor dem Hinuntergehen zum Abendbrot und stieß sie an.

Martina antwortete bloß: „Pfui!“
Die Rosa lachte kichernd und schrill.

Am nächsten Mittag trat Martina fast drohend auf Rosa zu: „Du —“

Rosa machte sich gefällig sofort frei. Die Kleinen steckten immer in dicken Klumpen beisammen, sie galten allein wenig, und sie schienen das zu fühlen im Stift. Seit die Gierchs da waren, wurde die Rudelbildung noch schlimmer. Hanne bekümmerte sich um die gar nicht, sondern trieb selbständig ihre Allotria mit ihren Geschworenen Mette und Fips.

„Nun woher kommen die kleinen Kinder?“ fragte Martina in der Fensternische.

Die Rose blickte sich rasch um, Martina hatte zu laut gesprochen, auch sah sie überhaupt kriegerisch und gereizt aus.

„Ich kann dir das hier nicht sagen. Du mußt mit mir ins Kämmerchen gehn.“

Das Kämmerchen war ein kleines, halbdunkles Gelaß, wo Besen, Kohleneimer und Tintenkrüge aufbewahrt wurden. Wer die Woche hatte, wusch dort

die Tafelschwämme aus. Um diese Tageszeit lag der Raum unbenutzt.

„Nein! Sag's mir hier!"

„Wenn du nicht mit hinkommst, sage ich dir's überhaupt nicht," drohte Rosa.

Rosa hielt Martina fest im Bann. Sie war größer als die andere, nahm sich Zeit und saugte an ihrer Zunge.

„Du sollst mir's jetzt sagen," befahl Martina heftig.

„Nur im Kämmerchen."

Martina wußte, daß es jetzt ehrenhaft gewesen wäre, die Rosa zu verlassen oder zu puffen. Aber sie war schon zu weit gegangen, ein eiserner Zwang trieb sie, zu erfahren, woher also die Kinder kamen.

„Gut! Ich gehe mit dir." sagte sie.

Sie gingen die Stufen hinunter und dann über den Gang, aber hier getrennt, damit niemand sähe, daß sie zusammen gehörten. Rosa blickte sich fortwährend um, ob Martina mitkäme.

Das Kämmerchen war nicht zugeschlossen. Im Flur vor den Klassen war es halbdunkel. Nur die runde Uhr gerade über den Köpfen der Kinder tickte.

„Sag's mir hier!“ drängte Martina im Flur.

„Nein, nur drinnen!“

Rosa zog jetzt die Kleinere hinter sich hinein, dann schob sie den Riegel vor.

Das Gelaß sah unwirtlich und abstoßend aus. Kreidiges, graues Wasser stand in einem Blechbecken unter einem höheren Schmutzrand. Am Handtuch daneben waren feuchte Fingerspuren, schlaff und ekelhaft hing es herab. Jemand hatte ein unanständiges Wort mit Kohle an die Wand geschrieben, daneben standen andere blödsinnige Kritzeleien.

Durch das kleine mit Eisenstäben vergitterte Fenster blickte man in den Hof.

Martina fror.

„Nun?“ sagte sie ungeduldig.

Die Rosa beugte sich vor und zischelte ihr einige Sätze ins Ohr . . . Jemand ging aus den Klassenräumen draußen im Korridor vorbei. Sie hörten die Tritte über die Treppe hinunter sich entfernen.

Der Steinfußboden zeigte zertretene Kohlenstapfen, vom unteren Gemäuer rieselte schwärzliche Feuchtigkeit. Es gab im Kämmerchen, wie Martina wußte, Ratten. — „Das ist nicht wahr,“ sagte sie rasch. „Du lügst.“

In Martinas Augen war eine große Qual. — Sie hockten wie zwei Gefangene in einem Verließ . . . die aus den Krügen vergossene Tinte roch scharf und süßlich.

Rosa lachte höhnisch. „Geh doch und lies es im Konversationslexikon nach! Fräulein von Flieb hat eins. Na, und die Bibelstellen?“

Martina riegelte jetzt selbst auf und ging sofort hinaus. Die Rosa schlenderte ihr nach.

Sie gingen in der grellen Sonne. Martina hatte den Kopf gesenkt, sie sah immer das graue, stehende Wasser in dem schmutzigen Waschbecken. Sie blickte sich gar nicht um nach Rosa, die sorglos trällerte.

Den ganzen Tag sprach sie mit niemand.

In der Arbeitsstunde suchte sie in der Bibel nach Stellen. Sie fand viele, aber sie verstand sie nicht vollkommen.

Das war alles noch nicht genügend.

Die Rosa beobachtete sie aus schrägen Augen, Martina würdigte sie keines Wortes mehr. Nie, auch wenn wahr war, was diese gesagt hatte, würde sie es ihr zugeben! Martina überlegte.

Fräulein von Flieb war die ihr am wenigsten genehme Stiftsdame. Sie war als Krankenschwester viele Jahre im Orient gewesen und erst später zum Lehrfach übergetreten, Protektion hatte ihr diesen Quasi-Ruheposten verschafft.

Ihre süßlich demütige Art, bei Hochmut und unnachsichtiger Strenge, erinnerte an mönchische Gepflogenheiten, wozu der massige, unförmlich aufgedunsene Körper in weiten, losen Kutten paßte; der „Jesuit" nannte sie der Spatz liebenswürdig.

Es galt in die Zimmer des Jesuiten einzudringen, um dort im Konversationslexikon nachzulesen.

Das Unternehmen war schwierig. Sie mußte Hanne dazu ins Geheimnis ziehen.

„Was willst du denn lesen?" fragte sofort der Spatz, dem das Räubern beim Jesuiten an sich verlockend genug erschien.

„Etwas."

„Hoho!" Der Spatz sah sie überlegen hohnvoll an, gab aber angesichts von Martinas verzweifeltem Ernst nähere Nachforschungen großmütig auf.

„Wir müssen ihn ablauern, wenn er mal weg oder unten ist.“

Es war schwer zu bewerkstelligen, weil der Jesuit wenige Stunden gab, auch hatte dann gerade Martina nicht frei. Endlich kam ein günstiger Tag. Mehrere Stiftsdamen, unter ihnen die Flieb, waren zum Oberförster nach Stiffurth eingeladen. Von vier bis fünf in der Freistunde konnte Martina sich einschleichen, der Spatz würde sich begnügen, Schmiere zu stehn; er fand auch daran seinen Genuß.

„Du darfst nicht dabei bleiben!“ sagte Martina beinah leidenschaftlich.

Es war ein eigenartiges Milieu von gelb- und rotseidenen Diwans, von goldgestickten Decken, orientalischen Teppichen, weißen und bunten Fellen, das sie aufnahm; im Stift gingen die wildesten Gerüchte über diesen Luxus um. Der Spatz begutachtete alles mit Kennermiene, schnurrte wie ein Kater vor Vergnügen.

Eine rote Ampel war angesteckt. Hanne nahm sich Zeit, zuerst stellte sie im Wandschrank eine Likörflasche quer, daß sie auslaufen mußte, dann roch sie an einem Olivenholzrosenkranz. Eine Bronzevase enthielt grünliche kandierte Fruchtwürfel, sie füllte

ſich damit die Taſchen. „So geh doch nun!“ drängte Martina.

Im Gang begann der Spatz ſofort neuen Unfug zu treiben und den zufällig Vorübergehenden aus der dichteſten Finſternis mit einem plötzlich entzündeten Schwefelholz unter die Naſe zu ſpringen. Wenn ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatten, ſchimpften, war er in derſelben menſchenfreundlichen Finſternis längſt ſchon wieder untergetaucht.

Martina fieberte förmlich vor Ungeduld. Sie ſchleppte ſich die dicken Bände bis dicht unter die Ampel auf den weißen Fellteppich. Die langen, ſeidigen Haare des Felles ſchmiegten ſich an ihre Wangen und Hände. Alle Rolläden waren heruntergelaſſen, die Fenſter ſorgfältig noch gegen Zugluft gedichtet. Es war erſtickend heiß, ſie roch den ſchwachen und eigentümlich ſcharfen Geruch von Tierhaut. Auf himbeerroter Seide leuchteten die flammengelben Lettern eines Koranſpruchs.

Sie fand eine Tafel mit dem Durchſchnitt eines menſchlichen Körpers. Das Bild mit den verſchlungenen Wülſten ekelte ſie zuerſt an, ſie ſagte: „Gittegitt!“ Dann begann der Gegenſtand ſie zu feſſeln, ſie ſuchte aufmerkſam auf den punktierten

Linien mit der Bezeichnung, was alles bedeutete. Eigentlich war es sonderbar, daß sie alle vier Magen der Wiederkäuer kannte und die Zahl der Zähne der Fledermaus wußte, vom Menschen lernte man gar nichts; nur der Kreislauf des Blutes wurde in der Physikstunde gelegentlich erörtert. Von der Tafel ausgehend suchte sie sich das einzelne zusammen.

Alles war, wie die Rosa gesagt hatte.

Draußen im dunklen Musikzimmer entlockte der Spatz dem unglücklichen Instrument Akkorde, die eine auf den Schwanz getretene Katze täuschend nachahmten. Er war tiefinnerlich unmusikalisch und natürlicher Feind alles Harmonischen.

„Hast du gefunden?“ erkundigte sich der Spatz.

„Ja,“ sagte Martina.

„Na?“

Martina schüttelte nur den Kopf. „Ach Martin! Du bist ein großer Esel,“ entschied der Spatz.

Die Süßigkeiten, die er gestohlen hatte, waren gezuckerte Tamarinden gewesen. Er bekam infolgedessen Leibschmerzen, war aber überzeugt, Flieb hätte sie mit Absicht hingelegt.

Es wurde ein Sport für ihn, wenn er Gelegenheit fand, sich zusammengerollt mit schmutzigen Stie-

feln auf Fliebschen Seidenkissen zu rollen, da Sieften abzuhalten.

Unter seiner Gefolgschaft verbreitete er, Flieb sei eigentlich ein Heide, in Konstantinopel zum Islam übergetreten, er machte kabbalistische Zeichen hinter der Stiftsdame her. Wenn die Dicke nun was recht Frommes sagte, kniffen sich Mette und Fips vor Vergnügen, oder platzten los.

Der Jesuit versuchte, Marie Anderssen als Diakonissin anzuwerben und nahm sie öfter mit sich zu geistlichen Unterredungen.

„Ach, ich bin so sündhaft!“ seufzte Marie nach solchem Zuspruch.

„Was tust du denn?“ fragte Martina.

„Ich bin lässig.“

Martina sagte der Rosa absichtlich nichts, obgleich sie wußte, daß diese ihr auflauerte, ihr Chinesengesicht mit den kleinen, geschlitzten Augen enthielt eine beständige Anspielung.

Einmal fragte sie Martina geradezu: „Nun, es ist doch wahr?“

„Ja, es ist wahr,“ sagte Martina kurz.

Sie wollte dagegen Helene Gadebusch beweisen, daß sie wußte. Bei der allgemeinen Sachunkenntnis

im Stift konnte es geschehen, daß man eine Hündin Pluto benannte, nach einiger Zeit bekam sie Junge und mußte nun in Proserpina umgetauft werden.

Martina sagte: „Pluto hat Kleine gekriegt von Schnauz, — das ist gerade wie bei Menschen."

„Ah!" sagte Helene, zog die Augenbrauen in die Höhe. Sie bemerkte aber nichts weiter auf die erstaunliche Wissenschaft von Martina. Martina stapfte ruhig in ihrem Käppchen und Mantel, als hätte sie gar nichts gesagt.

Zu Anfang des Winterquartals fand plötzlich in der vierten Klasse eine große Untersuchung statt, der anstößigen Bibelstellen wegen. Alle Kinder mußten ihre Bibeln vorzeigen.

Die Äbtissin weinte in der Religionsstunde über so viel Unart und Sittenlosigkeit, sie erzählte wie Luther und fromme Männer dies Buch mit Ehrfurcht, in Seelenangst und Not ihres Lebens dereinst übersetzt und gedruckt hätten. Das machte auf Martina wieder großen Eindruck. Sofort sah sie diese Männer, Hussiten, Protestanten, schottische Kovenanters und Hugenotten in der Einfachheit ihres Herzens und Angst des Leibes beraten und beschließen: Es ist besser, daß wir umkommen, mit unsern Weibern und

Kindern verloren werden, als daß dies Wort in der schlichten Sprache des Volkes nicht mehr gehört werde. — Das Buch war ein großes, heldenhaftes Buch, weil jeder Vers und jede Zeile darin mit Blut begossen war. Seine derbe Wahrhaftigkeit flößte ihr Ehrfurcht ein. Du lügst nicht, sagte sie zu ihm. Du bist kühn und stolz!

Doch blieb alles beim alten. Wenn die Äbtissin des Morgens in der Andacht plötzlich abbrach, stürmten die Kleinen nachher hin, lasen die Stellen laut nach, von Pharao und den Wehmüttern oder vom seltsamen Handelsgeschäft Abrahams zu Gerar.

Der Spatz las sie ganz laut vor. Der kannte überhaupt keine Ehrfurcht.

„Warum sagen sie es uns nicht lieber, wie es im Konversationslexikon steht?“ sagte Martina einmal ungeduldig.

Trude Göckingk hatte die Äußerung gehört und sah sie mißtrauisch von der Seite an.

In der Folge verbreitete sich wieder die Meinung, Martina sei kein nettes Kind. Die Grosse, die ihr übelwollte, sagte einmal: „Oh ich weiß, woran du denkst, wie du schon verdorben bist, dich für alles Verbotene interessierst. Dich durchschaue ich!“

Es focht Martina gar nicht an, so gemein und ungerecht war der Verdacht.

Der Spatz behauptete, die Grosse sei verliebt in den Pastor, sie girre und schwänzle, wenn er anwesend war.

Einmal hallten alle Schlafzimmer von Lachen wider, weil die Flieb gesagt hatte: Schwämme wären wollüstig. In der Glocke mußten sie lernen:

„In der zarten Kinderschar
Die sie aufzog, ihn zu ehren . . .“

Zu albern war dergleichen! Die Kinder machten die Griesinger nach: „Das ist von meinem Freund, dem Prinzen Bensheim.“ Sie fragten nun bei jedem nur erdenklichen Gegenstand: „Ist das auch vom Prinzen Bensheim?“

Sie trug eine rote Flanellmatinee und eine Nachtmütze, wenn sie abends die Runde machte, und fand schiefe Scheitel unweiblich.

Beim Wäschezählen verbesserte sie mit mildem Vorwurf jede Woche sechzigmal: „Beinkleider.“

1017174

Gerade jetzt hatte Martina innerlich einen sehr hohen Aufschwung genommen. Sie beschloß, von allen solchen Sachen gar nichts wissen zu wollen und für die Freiheit zu sterben. Es war viel einfacher und klarer.

Die Jungfrau von Orleans war ihre Heldin. Sie wies in Gedanken hundertmal Liebeswerbungen der untadeligsten Ritter auf dem Schlachtfeld zurück:

„Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleich wie die körperlosen Geister, die nicht frein
Auf ird'sche Weise, schließ ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz."

Oder sie stand als Rebbeka, die Tochter Isaaks von York, im Fensterrahmen des Turmzimmers, während der Templer Brian de Bois-Guilbert sie bestürmte, seiner verbrecherischen Leidenschaft Gehör zu schenken. Rowena gefiel ihr gar nicht, die war fad! Im Grunde mochte es dem guten Ivanhoe ebenso gehen.

Verse behagten ihr überhaupt außerordentlich,

ihr ganzer Kopf war mit tönenden und klirrenden Rhythmen erfüllt. Sie lernte freiwillig, zu ihrem Vergnügen, alle Schillerschen Balladen auswendig. Am rührendsten erschien ihr der Kampf mit dem Drachen, sie fühlte für den jungen Ritter, was es ihn gekostet haben mochte seinen Ungehorsam einzusehen, und hätte dasselbe getan. Auch Karl Moor war nur edel und rührend, die Missetaten dieser Helden störten sie durchaus nicht, mochten sie Lord Byron, Hamlet, oder selbst Richard der Dritte sein.

Was verschlug es, einen Tyrannen zu ermorden, Brüder zu töten, Ehen zu brechen wie Maria Stuart, wenn man so schön und wohlklingend darüber sprechen konnte?

Eine beinahe leidenschaftliche Liebe hegte Martina für Hagen im Nibelungenlied, Brian de Bois-Guilbert war interessant und dämonisch. Ja, und Napoleon! Alles gefiel ihr, was stark war, was die anderen verachtete, was unter Qualen Hohn sprach, — Prometheus, ein Kaiser Valentinian, „der mit einem Zucken seiner herrischen Brauen meuternde Legionen zum Gehorsam zwang."

Martina versuchte dies Zucken nachzuahmen. Ihr Ideal war Tapferkeit und Trotz. Wenn sie

daran dachte, wurde alles Stahl in ihr, sie war ein kleiner, gepanzerter und harter Mann, ohne eine einzige, weiche Stelle. Es erschien ihr schön, ihren Arm auszustrecken und so straff zu machen, daß er sich wie Eisen anfühlte, oder ohne zu blinzeln in die Sonne zu blicken, bis ihre eigenen Augen von Licht überfüllt und trunken waren, Funken sprühten wie sie.

Verhaßt war ihr alles Schwächliche. Darum litt sie unter Marie Andersſen.

„Warum fürchtest du dich nur immer?“

„Gott! Ich hab' doch gar nichts und bin dumm, Martina!“

„Du mußt dich empören,“ sagte Martina.

„Ja, Martina, wenn ich so klug wäre wie du!“ seufzte die andere.

„Ich bin gar nicht klug, ich will nur lieber sterben eh' ich mich zwingen lasse, etwas zu tun, was ich nicht mag. — Das ist doch sehr einfach! Die Märtyrer sind doch auch alle gestorben.“

„Heute verbrennt einen doch niemand mehr,“ wandte Marie schüchtern ein.

„Du mußt der Flieb sagen, daß es gemein ist, wenn sie von dir verlangen, daß du dankbar bist.

Sie können dich ja verhungern lassen, wenn sie es wagen!"

„Gott, Martina! Was für schreckliche Sachen du sagst! — Frau Äbtissin ist so engelsgut!"

„Sie sind gar nicht gut. Sie erziehen dich zum Sklaven."

„Ich werde wohl auch immer dienen müssen," sagte Marie resigniert.

„Du, Marie — du mußt dann eben bei der Revolution mitmachen! Ich bin sicher dabei, ich trage die rote Fahne!"

„Revolutionen gibt es doch auch nicht mehr," sagte Marie.

„Doch!" erklärte Martina eifrig. „Sieh einmal das Volk, Arbeiter, Dienstmädchen, — — warum sollen die Dienstmädchen sein, immer arbeiten? Alles wird geteilt, jeder bekommt ein Haus und einen Garten."

„Wir können uns doch nicht alles selbst bereiten."

„Das mußt du! Das ist auch gerade schön und großartig. Alle essen trockenes Brot und scheuern ihre Stuben selbst."

„Martina, ich glaube, das kommt nicht!" sagte Marie zweifelnd.

„Es kommt. Es kommt sicher!“ rief Martina begeistert. „Wenn ich groß bin, predige ich es allen laut und sterbe dafür. Ja, ich sterbe auf dem Schaffott!“

„Wenn dich die Grosse hört!“ murmelte Maria ängstlich.

„Sie ist ein feiges Reptil, eine Schergin der Gewalt, sie wird zum Tode verurteilt,“ sagte Martina ungerührt. „Sieh mal! Hier hab ich schon alle aufgeschrieben, die zum Tode verurteilt werden müssen, die Grosse, die Flieb, Trude Göcking, weil sie falsch ist und mit den Feinden hält, dann Gräfin Molsheim.“

„Frau Äbtissin auch?“

„Ja, sieh mal, sie ist doch der eigentliche Tyrann, ohne sie, wenn ihr Haupt nicht fällt, können wir an die anderen nicht heran. Das verstehst du nun? — Es schadet auch nichts,“ fuhr Martina tröstend fort, „Strafford und viele Emigranten, Marie Antoinette, waren auch edel. Sie mußten nur fort sein.“

„Ja so.“ Marie Anderssen sah mit einer gewissen Angst auf die Proskriptionsliste mit Kreuzchen in Martinas Händen. „Soll denn Hanne auch was werden bei der Revolution?“

„Nein, Hanne ist zu spöttisch, nie ernst," sagte Martina rührend ernsthaft. „Die Revolution ist eine heilige Sache."

„Willst du Herrn Pastor leben lassen?"

„Ich hoffe, daß ich ihn überzeugen werde," meinte Martina. „Er hat doch was Kühnes, Marie, und ist nicht so albern und furchtsam wie die Damen. Warum sind alle unsere Lehrerinnen alte Jungfern? Die Äbtissin ist keine, aber die anderen! Puh! Ich finde, wir müßten Priesterinnen haben und Prinzessinnen, so hohe, majestätische Wesen! Hast du bemerkt, wie unappetitlich Grosse ißt? Sie hat ganz abgeknabberte Nägel und wäscht sich nicht ordentlich. Fräulein von Hautefort hat Stil, und die Kellenhusen sieht fein aus, ist aber eine geizige, enge Prise. Ich glaube, Fräulein von Hautefort ist sehr unglücklich."

„Frau Äbtissin war früher Palastdame!" sagte Marie stolz.

„Das ist auch fein von ihr, daß sie sich lieber mit uns plagt, als am Hofe groß lebt. Sie ist nobel trotz allem! Fallen muß sie doch."

Übrigens behandelte Martina ihre Feinde manchmal mit einer merkwürdigen Sanftmut. Es

geſchah, weil ſie ihnen vergeben wollte, ehe ſie richtete, Haß wäre ihr ungerecht erſchienen. Natürlich verſtanden die Damen dieſen Gemütszuſtand gar nicht und kanzelten ſie derb ab, wenn ſich Gelegenheit dazu bot. Martina dachte: Laßt ſie nur! trug ſie doch das Todesurteil ausgefertigt in der Taſche.

Die einzige Dame, von der ſie ſich manchmal einbildete, daß ſie etwas Verſtändnis für ſie haben würde, war Fräulein von Hautefort. Die Stiftsdame war dreißig Jahr alt, groß und ſchlank, mit einem ſchönen, ariſtokratiſchen Geſicht. Gerade mit ihr kam Martina vorläufig noch wenig zuſammen, ja, ſie ging ihr aus dem Wege. Nur ſah ſie Fräulein von Hautefort gern an, wie die Schülerinnen alle. Manche ſchwärmten und ſchmachteten ſich matt und elend um ſie. Das ganze Stift dichtete Benedikte an. Nun auch noch Benedikte zu heißen!

Die Stiftsdame ſtand in einem beſonderen töchterlichen Verhältnis zur Äbtiſſin, leiſtete ihr kleine Dienſte und wurde von ihr täglich umarmt, den anderen Stiftsdamen geſchah das nur bei beſonderen Gelegenheiten. Sämtliche Zöglinge defilierten bei der Morgenandacht, küßten der Äbtiſſin die Hand. Als Strafmaßregel bei ſchweren Verfehlungen geſtattete

die Gräfin den Handkuß nicht; der gottlose Spatz nannte diesen Vorgang: Pfötchen verweigern.

Als neuesten Sport veranstaltete Martina des Abends in der Fohlenwiese Aufführungen. Am beliebtesten waren der Tod des Tiberius, der Handschuh, das Grab im Busento und die Rede des Antonius an die Römer.

Martina war immer Tiberius, sie wälzte sich auf ihrem Lager und schrie mit schauerlicher Stimme:
„Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?"

Trude Göckingk durfte Macro sein, „der des Hauses Schlüssel trug," was zu ihrem Geizhalscharakter gut paßte. Der Spatz, aus dem benachbarten „Wallensteins Lager" entliehen, wartete hinter einem Waschschirm als Caligula, der nicht gerufen wird. Denn

„Cajus ist wie alle
„Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!"

Martina raste und fluchte weiter:

„Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln,
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln."

Aber als die herrlichste von allen, wahrhaft titanisch, erschien ihr diese Zeile:

„Eis! Eis! Im Busen trag ich den Vesuv!“

Als Alarich lag sie in der Mitte unter dem Bahrtuch auf der Erde, während „die Scharen tapferer Goten“ gleichfalls mit übergehangenen Betttüchern und Trauergeberden sie umkreisten.

Der Handschuh war bei den niederen Volksklassen ungemein beliebt wegen der Tierrollen, die mannigfachste Gelegenheit zu Knurren, Grunzen, Heulen, Übereinanderkugeln boten. Jedesmal, wenn die rezitierende Stimme heller einsetzte:

„Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund“

erbleichte Martina, die den Ritter darstellte, ihr Herz in ihr gefror, sie trat in den Zwinger, bückte sich, hob den Handschuh auf, das Leder klatschte auf die doch jedesmal blinzelnde und sich duckende Kunigund.

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“

„Pfui, Fips, so zu quietschen! Kunigund darf nur erbleichen.“

Ihre Stimme brach, wenn sie sprechen mußte:

„Und in den Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar."

Sie hätte am liebsten geweint.

Der Spatz gab Grotesken zum besten, karikierte das halbe Stift, Martina mit eingeschlossen, er besaß eben Narrenfreiheit.

Diese Aufführungen erlangten nach und nach so viel Ruf, daß selbst die Größeren kamen, um sie anzusehen. Es wurde gemunkelt, daß die Kellenhusen und die Hautefort ihnen ungesehen beigewohnt hatten. Schließlich denunzierte sie die Flieb als unmoralisch. Der Spatz verbreitete darauf eine Geschichte über sie und einen Pascha mit drei Roßschweifen, die gleichfalls in Zwiegespräche gebracht und aufgeführt wurde. Mit Kopfkissen, ungeheuer tonnenartig ausgestopft, stellte der Spatz dabei die Flieb dar, während Martina in schwarzem Federhut und weißen Pantalons den Pascha gab. Im greulichsten Kauderwelsch aus der Bibel, Shakespeare und den Klassikern zusammengestoppelt, wiederholten sie jede Indezenz, oder was sie dafür hielten, die sie auftreiben konnten. Das Ganze endigte damit, daß der Pascha die sich Sträubende mit einer Katze

zusammen in einen Sack einnähen und im Bosporus ertränken ließ.

Den Sack mit der Katze trug der Spatz vor Fliebs Tür.

Alles dies schaffte Martinas Tatendrang kein Genügen. Viele ihrer Lieblingshelden waren noch nicht besungen, sie bedachte sie nun, legte ihnen tolle und gereimte Worte in den Mund. In dieser Weise verherrlichte sie Hannibal, Decius Mus und Kain. Kain gefiel Martina ganz außerordentlich, wie er den lieben Gott hochnahm, und sie hatte sich eine Ballade ausgedacht, wie Napoleon sein Schlachtschwert von den Klippen von Sankt Helena in den Ozean schleudert. Immer kochte ihr Blut auf, wenn sie bedachte, daß so viele sich gegen den einen zusammengetan hatten.

Die historischen Tatsachen, an die ihre Phantasie anknüpfte, waren ihr natürlich in ganz anderer, christlich patriotischer Weise dargestellt worden; gerade darum behagte es ihr, sie auf eigene Weise sich zurechtzustutzen. Es war merkwürdig, wie wenig anziehend und ergiebig gute Menschen waren! Wer würde je ein Gedicht über Abel machen oder über Ruth? Ruth zum Beispiel, die wollte doch über-

haupt nur einen Mann haben und kriegte ihn. Aber Kain war begeisternd! Ja, und Judith!

Martina kam durch diese neue Beschäftigung ihren geselligen Pflichten weniger nach. Selbst in den Schulstunden war sie träge und unaufmerksam. Wie konnte sich, wer mit Kambyses oder Napoleon zu tun hatte, auf langweilige Diktate und Additionen einlassen? Sie ertrug Strafarbeiten und Tadel mit großer Gelassenheit, ihre Welt der Vorstellungen hüllte sie ein wie eine heiße Purpurwolke. Darin saß sie auf goldener Kugel als eine Königin und schuf aus den Nebeln Helden und klirrende Streiter, die Verse aufsagten, die wie das Aneinanderrasseln von Eisenrüstungen klangen.

Sie stand hoch über der Kleinheit, über den kleinlichen Quälereien, ihrer Umgebung.

Gefährlicher war schon, daß dem Spatz ihre neue Benommenheit gar nicht paßte. Sie hatte seine tempelschänderischen Anzapfungen ein paarmal zurückgewiesen: „Geh doch! Ich habe zu tun.“ — Einmal sagte sie sogar: „Du bist zu kindisch für mich.“

Der Spatz beschloß, sich zu rächen. Er beobach-

tete Martina genau mit einem blauen Heft und gewiſſen loſen Blättern, ſogar in den Freiſtunden.

Alles arbeitete friedlich, am ſogenannten Handarbeitstag, einem freien Tag vor Weihnachten, der gegeben wurde, um die zu Geſchenken beſtimmten Arbeiten fertig zu machen.

Martina war ungewöhnlich ſchlecht in Handarbeiten, ſie erledigte dergleichen, indem Marie Anderſſen für ſie nähte oder ſtickte und ſie der anderen Rechenaufgaben und Aufſätze ſchrieb.

Fräulein von Grieſinger war gerade hinausgegangen, um die von den Großen veranſtaltete Ausſtellung in der Nebenklaſſe zu beſichtigen; ein ganzer Baſar von Malereien, bemalten Porzellanſachen, von Holzbrand und Lederarbeiten, Stickereien aller Art, breitete ſich da aus.

Sofort ſchwang ſich der Spatz auf das Katheder. Er erſpähte von dort Martina vor ihrem blauen Heft, die Lippen bewegend, ſtandierend. Der boshaft lauernde Ausdruck im Auge des Spatzen entging ihr ganz.

Mit einem Fuß auf dem Klaſſentiſch, langte Hanne Troſſell über die erſte Reihe gebeugter Köpfe und riß das Heft weg, hoch in die Luft. „Da!“

Martina schrie laut auf. Das Mädchen wurde totenfahl, ihre Augen funkelten. Sie sprang auf den Tisch und raste über die protestierenden, aufkreischenden anderen weg auf Hanne zu.

Sicher, auf seinem hohen Sitz, hatte der Spatz schon angefangen zu zitieren:

„Sein mißfarbig Blut,
Mit seiner Opferlämmer fadem Saft vermengt,
Umwimmert racheblökend den Altar."

„Meine Gedichte! Meine Gedichte!" brüllte Martina.

Ihre Erregung war ganz unbeschreiblich. Man hätte sie nackt ausziehen und prügeln können, — ihre Seele blieb ungeschändet. Dies geschah ihrer Seele.

. . . „Doch Hannibal stirbt frei!" meckerte der Spatz vom Schranke.

Martina riß und rüttelte an dem Schranke. Sie kam wie eine Furie näher, daß selbst der Spatz erbleichte. Er hielt das Buch fest. Martina packte Hannes Bein. Der Schrank mit allen Büchern fiel, die ganze Klasse schrie auf.

— „Doch Hannibal stirbt frei . . ."

Ein Röcheln. Das Mädchen hatte ihre Hände dem Spatz um die Kehle gelegt.

„Du — du ſpotteſt —“

Die anderen riſſen und zogen an ihr. Sie ſchlug blindlings um ſich, erhielt Tritte und Stöße.

Ein förmlicher Rattenkönig von tobenden, zappelnden Kindern wälzte ſich auf der Erde. Martina ſah ſchrecklich aus. Sie kniete auf Hannes Bruſt: „Du — du —“

Die hielt nur das Heft.

Auf einmal erſchien die Gräfin Molsheim ſelbſt.

Die anderen traten ſofort zurück. Man ſah nun den Spatz mit dem blauen Heft anſcheinend leblos auf der Erde liegen, und Martina.

„Aber Martina!“ ſagte die Gräfin.

Sie hatte das Mädchen am Arm gepackt und ſchüttelte es derb. Martina war leichenblaß, die Haare hingen ihr wirr in die Stirn — ihre Lippen bluteten. Sie hielt Zeugfetzen und Haare vom Spatz in ihrer Hand, doch ſie öffnete ſie jetzt mechaniſch, wie unter einem Ekelſchauer.

„Mein Heft“ — ſagte ſie rauh. „Mein Heft“ —

„Willſt du mir zuerſt erklären, wie es zu dieſem unwürdigen und häßlichen Auftritt kam?“

„Mein Heft!“ ſtieß das Mädchen trotzig heraus. „Ich will mein Heft!“

Der Spatz machte eine schwache Handbewegung, um das Heft auszuliefern oder zu beschützen, man konnte nicht unterscheiden, was.

„Was ist das für ein Heft?“ fragte die Äbtissin, Martina immer noch festhaltend.

Die anderen erklärten dienstfertig: „Ihre Gedichte. Martinas Gedichte! Hanne hat sie ihr genommen.“

Martina zuckte zusammen wie unter Schlägen. Die Gräfin mußte beinah lächeln.

„Gib mir das Heft!“ befahl sie Hanne.

Martina fuhr so heftig auf, daß sie ihre Erzieherin fast umgerissen hätte.

Der Spatz machte einen ritterlichen Versuch, seinen Raub zu verteidigen. „Es ist meine Schuld,“ murrte er, „Unsinn!“

Frau von Molsheim bückte sich, nahm das Heft aus der widerstrebenden, harten, kleinen Faust und sagte: „Geh! Wasch dich ab und bring dein Haar in Ordnung, Martina! Du, Johanna, ebenfalls. — Komm dann auf mein Zimmer, Martina!“

„Ich hab' sie geärgert,“ murmelte der Spatz noch.

„Es ist gut. Schämt euch, daß ihr so ausseht!“

Die zwei gingen ziemlich einträchtig, sich waschen.

„Ich konnte nichts dafür, daß Abt kam," sagte der Spatz kleinlaut. „Bist du böse, Martina?"

„Ach, es ist ja nun alles egal," sagte Martina. „Meinetwegen können sie mich rädern."

Sie bemerkte, daß sie häßlich aussah, und kämmte ihre aschblonden Haare mit Wut zurück.

„Soll ich mit dir bis zur Tür gehen?" erbot sich der Spatz.

„Mir ist alles egal!"

Martina wäre am liebsten gegen eine Wand gerannt, sie war wie ein Stück Blei, stumpf verzweifelt.

Der Spatz geleitete sie treulich. „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang!" zitierte er aufheiternd. „Lüg doch, sie wären von Schiller!"

„Den kennen sie ja!" sagte Martina trostlos.

„Na, aus irgend einem Buch abgeschrieben, du weißt nicht, woher."

Über Martinas blasse, verbrannte Backen rollten zwei dicke Tränen: „Ich schäme mich ihrer ja gar nicht," sagte sie. „Aber daß sie über sie lachen könnten! lachen!"

Der Spatz bewegte mißtönig sein Krikri, von dem er sich nie trennte; das mochte Reue bedeuten. „Du, Martin, alter Bursch, ich lache ja auch nie mehr über dich!“

Fräulein von Hautefort und der Pastor saßen im Salon der Äbtissin. Die Stiftsdame stickte an einer Tischdecke mit großen, kunstvollen Seidenblumen, der Geistliche blätterte in den Doréschen Illustrationen zu Dantes Hölle.

Gräfin Molsheim kam mit Martinas zerfetzten Büchern. Sie schüttelte noch den Kopf, halb lachend, halb ärgerlich: „Nun lesen Sie einmal dies hier!“

Es war ein blaues Heft mit vielen Krakeln beschmiert und ein kleines, zusammengenähtes aus losen Blättern, alle bedeckt mit Martinas steiler, häßlicher Kinderschrift.

Der junge Mann lachte frei heraus, er hatte Kain, Danton und die Balladen erwischt, Martinas blutrünstige Jamben wirkten zu komisch. „Wie kommt sie nur darauf?“ fragte die Äbtissin bekümmert.

Das Heftchen der Stiftsdame enthielt einen Er-

guß an Heinrich Heine mit gesucht frivoler Schlußwendung, auf die Martina stolz war.

Ein verächtlicher Zug ging um die Lippen des Fräuleins: „Schlechte Lektüre!“

„Junges Blut, Frau Äbtissin!“ sagte der Geistliche leichthin.

„Sie ist doch so fromm erzogen, sieht kein schlechtes Beispiel. Das — das ist doch fast Gotteslästerung!“

„Sie würden unrecht tun, es als solche aufzufassen,“ sagte der Geistliche rasch. „Es handelt sich um Phrasen, um aufgeschnapptes, mißverstandenes Zeug.“

„Aber dieser Geist der Auflehnung, der Revolte!“ Die Äbtissin sah kopfschüttelnd auf solche Verse:

„Die Revolution ist meine Mutter,
An ihrem Busen hat sie mich genährt,
Und Aufruhr war die Milch, die sie mir bot!“

„Das Blut,“ sagte der Mann. Die Bitterkeit um den Mund der Stiftsdame verschärfte sich.

„Was soll man nun dagegen tun?“ fragte die Äbtissin. „Schon um der anderen willen darf solches Zeug nicht herumkommen.“

„Die Hefte können wir beschlagnahmen. Man müßte Martina ausgiebiger beschäftigen, sie hat zu viel Zeit.“

„Die anderen kommen doch nur mit Anstrengung mit.“

Der Pfarrer seufzte: „Das ist das Unglück der Begabten in den Schulen. Wir blicken wie festgebannt auf die Anstrengungen der Nachzügler, dadurch fehlt's an Muck und Zug an der Tete; man begeht einen noch verantwortungsschwereren Irrtum.“

„Ich halte das einfach für Ungezogenheit, die ausgetrieben werden muß,“ sagte Fräulein von Hautefort herb, — „mit Strenge ausgetrieben!“

„Man macht ein temperamentvolles Kind trotzig und verstockt.“

„Eigenwillen sollte gebrochen werden.“

Er sah mit einem halben Blick über sie hin: „Der Wille ist zum Guten oder zum Schlechten. Ihn knicken, taugt nichts, sondern ihm Richtung geben.“

„Dies“ — sie zeigte auf eine Stelle, „nenne ich Gemeinheit, eingeborenen Hang zur Gemeinheit.“

„Springerlust, Gefallen an Kühnheiten!“ sagte er. „Schiene ihr das Gegenteil ebenso kühn, würde sie es sagen.“

„Das ist Widerspruchsgeist.“

„Natürlicher.“

„Eben darum muß eine solche Natur korrigiert werden.“

Er murmelte etwas: Naturam expellas furca, tamen usque recurret, und lachte dann wieder still in sich hinein über einen besonders purzelbäumigen Vers.

„Übrigens kann ein Mann das gar nicht verstehn,“ sagte die Dame hart.

„Vielleicht nicht.“

Sie stickte wieder. Er blätterte. Der Anthrazitofen entsandte starke, behagliche Wärme durch seine Asbestlaterne, vom Blumentisch dufteten Flieder- und Hyazinthentöpfe.

Gräfin Molsheim kannte ein einziges Erziehungsmittel, die christliche Religion, sie fand, daß es zu allem ausreichte.

Als Martina kam, saß sie betrübt an ihrem Arbeitstisch, mit den Heften vor sich.

„Sieh, Martina, wir alle müssen mit unserer Natur kämpfen! Ich auch, ich neige zum Jähzorn, oft muß ich selbst mich vor Gott demütigen, muß ihn um Verzeihung bitten.“

Trotzdem bist du jähzornig! dachte Martina. Uns bittest du nicht um Verzeihung. Es kitzelte sie ein wenig, daß dieser Jähzorn bei den erwähnten Gegenmaßregeln so gar nicht gewichen war. Die Äbtissin hatte als ihren Wahlspruch den der Grafen Stolberg bezeichnet: Haue den, der widersteht! Schone den, der weinend fleht! Trotz aller modern gefühlvollen Einwände, wollte sie auf die körperliche Züchtigung als ultima ratio nie verzichten und verwies einen Schulrat, daß auch der Herr Jesus, als er die Wechsler aus dem Tempel trieb, geschlagen habe; die Bibel lieferte ihrer Ansicht die kräftigsten Belegsprüche an die Hand. Martina verstand diesen offenen und ritterlichen Charakter, trotz aller aufgelegten christlichen Milde, vollkommen und brachte ihm Sympathie entgegen.

„Gewiß ist es viel leichter, man läßt sich in allem gehn. Aber die Welt würde voll Mord und Blut sein!“

— Marie Andersen und Griesinger würden nie jemand totschlagen, Flieb würde ihre Feinde höchstens vergiften! reflektierte Martina.

„Darum ist doch Christus für uns gestorben, daß er uns von unserer natürlichen Sündhaftigkeit

erlöst. Er war doch stark, herrlich, war Herrscher über mehr denn zwölf Legionen Engel und ließ sich schlagen, verhöhnen, ans Kreuz nageln. Ist das nicht die größte, göttlichste Tat der Selbstüberwindung?"

Ei! das ist wahr! fielen Martinas Gedanken ein. Er hatte die Engel und hätte sie zerschmettern können. Ohne Zweifel hätte ich es an seiner Stelle getan! Alle meine Feinde würde ich köpfen, hängen lassen, ihre Leichname mit Riemen von Stierhaut an meinen Wagensessel binden und um die Stadt schleifen, wie Achilles mit Hektors Leiche tat. Gewiß verdiente auch Hektor Teilnahme bei dieser Gelegenheit, aber Achilles war doch famos!

„Gerade für ein Mädchen ist es besonders häßlich, wild und zügellos unenthaltsam zu sein," fuhr die Äbtissin fort, „Denke mal, was soll für eine Frau aus dir werden?"

Ich will ja eine Heldin werden, wandte Martina innerlich ein. Dazu muß ich doch Courage haben, Strapazen aushalten können.

„Ich kann mir nicht denken, daß du diese Dinge wirklich so meinst, die du in den Gedichten schreibst! Das hast du falsch verstanden."

Gar nicht! dachte Martina. Ich liebe Hannibal und Kain und Napoleon.

„Es ist sehr häßliches und wirres Zeug. Wenn man es liest, könnte man denken, du wärest ein ganz verwahrlostes und freches Mädchen.“

Ich denke es aber! sagten Martinas stumme Augen. Sprechen konnte sie überhaupt nicht, nie mit Lehrerinnen; sie war immer wie auf den Mund geschlagen. Die verstanden sie doch nicht oder lachten.

Sie kniff ihre Finger gegeneinander und betrachtete die Wände. Das große Bild der Königin Elisabeth hing dort, der Vater der Äbtissin, der General gewesen war, ihre beiden Brüder, bei Problus und Mars-la-Tour gefallen. Jedes Jahr zur Wiederkehr der Schlachtendaten sang der Chor der Stiftszöglinge des Morgens auf dem Flur vor den Zimmern der Äbtissin: Wie sie so sanft ruhen alle die Seligen! und unmittelbar hinterher, ohne Übergang: Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben? Martina bemerkte noch die beiden Engelsköpfchen der Sixtinischen Madonna, einen gestickten Spruch: Gott ist die Liebe, und einen napoleonischen Soldaten im Schneesturm, der einen Knaben unter seinem Mantel hält.

Auf dem Tisch standen Schlüsselkorb und Schreibzeug der Äbtissin, Martina erkannte den blauen Einband der biblischen Geschichte.

„Du betrübst mich sehr, Martina," sagte die Äbtissin wieder. „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du etwas nicht verstehst, daß du zu mir kommen, dir Hilfe holen sollst? Hast du denn kein Zutrauen zu uns, deinen Erzieherinnen?"

„Doch!" sagte das Kind verstockt. Ihre Augen wanderten unter denen der Gräfin, sie mochte die Äbtissin nicht ansehen. Ihre Seele war wie ein kleines, wildes Tier unter dem Griff eines Stärkeren, wand sich und rang dagegen.

Sie entschlüpfte nach allen Seiten. Durch die nur halb angelehnte Tür fiel ein Lichtstreif, im Saal übte man, von draußen baute sich der Schnee in weißen, flockigen Wällen gegen die Fensterscheibe.

„Sieh mich an, Martina!" gebot die Frau.

Nun zwang Martina sich selbst, auszuhalten. So viel naiver und unbewegter Trotz lag in ihren grauen Augen, daß die Äbtissin hoffnungslos seufzte.

„Betest du denn auch jeden Abend und jeden Morgen zum lieben Gott?" fragte sie. „Du mußt auch selbst etwas dazu tun, daß du erlöst wirst. Sonst

fällſt du aus dem Stand der Gnade, worin du durch die heilige Taufe aufgenommen biſt. Ja, arbeiteſt du recht redlich an dir ſelbſt?“

Martina blieb ſtumm. All dieſe Begriffe blieben ihr unverſtändlich. Sie wußte nur, ſchlapp und feig zu ſein wie Marie Anderſſen, oder heuchleriſch wie Trude, war unehrenhaft.

Nein, ſie gehorchte lediglich, weil ſie mußte. Schöner war es, wild zu ſchweifen, ihre eigenen Ideen zu haben.

„Dieſe Hefte behalte ich,“ ſagte die Äbtiſſin. Martina blinzelte, eine ſolche Maßregel hatte ſie als poſitives Ergebnis erwartet. — „Es iſt ungereimtes und wüſtes Zeug, was darin ſteht. Du wirſt dich ſeiner ſpäter ſelbſt ſchämen. Geh, mein Kind, und bete fleißig! Du mußt noch ſehr viel an dir ſelbſt tun. Hier ſind gute engliſche Bücher für dich, wenn du einmal überflüſſige Zeit haſt.“ Sie gab Martina the Lamplighter und Anna Roß. „Zu viel leſen iſt gar nicht gut für dich. Haſt du denn nette Freundinnen?“

Martina ſchüttelte den Kopf, „Bloß Hanne.“

„Du biſt ſehr jung in deiner Klaſſe. Trude

Göckingk zum Beispiel ist ein liebes Mädchen, der schließe dich an!"

Ach, die falsche Kanaille! dachte Martina, die ganze Wirkung der Rede der Äbtissin war verflogen. Was wußte die?

Auf der Kommode stand ein Butterbrot neben einem halben Glas Ungarwein. Die Gräfin litt unter plötzlichen Erschöpfungszuständen, sie arbeitete zuviel, sah mager und angegriffen aus.

Fräulein von Hautefort trat ein. „Verehrte Frau Äbtissin, es ist Ihre Ruhestunde."

Ein finsterer Blick traf das Kind. Martina erschrak und murmelte eine Entschuldigung.

Die Äbtissin hielt ihr gütig die Hand hin, nach einem liebevollen Nicken gegen die Stiftsdame.

„Versprich mir, daß du brav bist, keine Allotria mehr treibst. Pfui! sahst du häßlich aus auf der Erde mit Hanne!"

Martina errötete, mehr weil der Pastor und die Hautefort zuhörten, als ihrer Häßlichkeit wegen.

„Versprich mir, dich selbst zu prüfen und im Zaum zu halten! dann wollen wir hiervon nicht mehr sprechen. Sonst muß ich ernstere Saiten aufziehn, wir können dich hier nicht behalten."

Martina knixte und murmelte wieder ihren Spruch.

„Du gehörst in eine Besserungsanstalt!“ sagte die Hautefort eisig.

Der Pastor sah der Schülerin kopfschüttelnd nach, als sie nachlässig und trotzig durch den Salon schob.

Sie grüßte ihn absichtlich nicht, hätte ihm am liebsten die Zunge herausgestreckt. Alle die Zwölf-, Dreizehn-, Vierzehnjährigen blieben ihm eigentlich Rätsel, scheu, fliehend, mit ihren schlanken Gliedern junger Rehe, trotzdem voll naiver Unverschämtheit, weil er ein Mann war.

Die Erziehungskunst ist die begriffene Natur. Was ist Natur? fragte er sich.

„Sie sind zu gut, zu milde,“ sagte die Hautefort, mit Inbrunst die Hand der Äbtissin küssend. „Dies Kind hat den Teufel im Leibe. Ich habe von Anfang an eine Abneigung gegen sie empfunden.“

„Sie ist ehrlich und mutig!“ sagte die Äbtissin, die aus einer Familie von Helden stammte. „Das sind die schlechtesten Grundbestandteile nicht.“

Fräulein von Hautefort kniete beinah vor ihr,

ſie bettete und legte die Äbtiſſin zurecht. „Sie ſind gut!“ ſagte ſie.

„Sie ſind gut zu mir, liebe Benedikte!“

Die Jüngere lehnte das Lob mit ihrem gewöhnlichen mißvergnügten und hochmütigen Ausdruck ab.

— — — — — — — — — — — — —

„Wie war's denn?“ fragte der Spatz.

„Fad! Die verſtehn uns nicht, wir verſtehn ſie nicht. Dumme Hühner und Schafe ſollen wir ſein! Wer lebt denn nachher unſer Leben? Den Paſtor kann ich auch nicht ausſtehn. Wie kann man Paſtor ſein, hier im Stift zwiſchen all den Weibern ſitzen?“

„Er könnte die Hautefort heiraten!“

„Die!“ Martina lachte höhniſch. „Das iſt eine Furie! Die hat ein Geheimnis.“

„Ein Geheimnis?“ fragte Hanne neugierig.

Weihnachten wurde nach weitläufigen Vorbereitungen immer mit großem Glanz im Stift gefeiert.

Am ſechſten Dezember ſchon erſchien eine von den Großen als Nikolaus vermummt auf der Haupt-

treppe. Sie ſagte einen Spruch auf, ein großer Sack voll Äpfel, Nüſſe und Printen wurde die Treppe heruntergeſchüttet, wonach alle im tollſten Durcheinander haſchten. Die Äbtiſſin und die Damen ſahen zu. Martina und Hanne waren immer die Behendeſten und Geſchickteſten, ſtopften alle Taſchen und die Überwürfe ihrer Kleider voll.

Das ſchmeckte fein! In der Stunde galt es als forſch, heimlich Nüſſe zu knacken, der Spatz knackte ſogar in der Kirche zum ſprachloſen Entſetzen der anderen, ſelbſt Martinas.

Am einundzwanzigſten Dezember bekam man Ferien, dann wurden des Nachmittags ſchon kleine Tannenzweige in den Ofen geworfen, um Weihnachtsgeruch zu erzeugen. Die Lampen brannten von vier Uhr ab, es gab zum erſtenmal Pfefferkuchen und Weihnachtsgebäck beim Kaffee, alle waren freudig erregt, ſchwatzten durcheinander von Paketen und Geſchenken. Der ganze Hausflur und das Erdgeſchoß roch nach friſchen Stollen, es gelang leicht, eine Handvoll Roſinen oder Mandeln raſch zu erbeuten. Alle hatten ſich verabredet, aufzupaſſen, wenn der Kaſtellan die drei großen Tannenbäume hereinbrächte; man ſah es niemals.

Das eigentlich Schöne kam am heiligen Abend. Die Damen und die Kinder schmückten das große Klassenzimmer der ersten Klasse, alle Lampen bekamen grüne Glocken aus Tannenzweigen, an den Haltern wurden Rosetten zusammengesteckt. Auch das Katheder auf dem Podium war grün umkränzt. Alle zogen ihre Sonntagskleider an, das geschah nur dies eine Mal im Jahr mitten an einem Wochentage, und man brauchte schon Licht dazu in den Schlafzimmern, wodurch es sonderbarer und romantischer wurde. Die Damen erschienen in schwarzer Seide und waren freundlicher und vertrauter als sonst. Sie erzählten den Quälern, wer schon Pakete von zu Hause hatte und wie viele. Immer gab die Äbtissin sehr großmütig das Fehlende. Man munkelte, daß sie sich ruinierte in Wohltätigkeit für ihr Stift und für ihre Waisen.

Gräfin Molsheim sagte unabänderlich: Das ist der Zweck der Anstalt; wahrscheinlich war es im Sinn ihrer hohen Gönnerin gehandelt. Die Behörde dachte jetzt anders. Immer rührte es Martina, wenn sie davon hörte, wie die Äbtissin mit zwei kleinen Waisen von Sedan an einem Winterabend zuerst eingezogen war. Vorher war das Stift ein Vergnügungslokal gewesen, auch mal ein Forstamt und

eine Räuberhöhle sogar, in den unsichern ersten Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts.

An den Wänden der Klasse hingen Bilder von Doktor Martin Luther, Melanchthon und Luther wieder im Kreise seiner Bibelübersetzer.

Martina dünkte die Erwartung immer beinah unerträglich, wenn sie alle so in ihren Festkleidern und knitternden weißen Schürzen standen. Der Spatz erlaubte sich freche Witze mit der sonntäglich gleißenden Ortlieb: „Gott! Fräulein von Ortlieb, was haben Sie für eine schöne Taille!“

„Früher, Kind! früher mal!“ sagte die Riesin ganz verschämt, ihre hundertundzwei Zentimeter Gürtelumfang beklopfend.

„Ich meine ja gar nicht Ihre wirkliche Taille. Ich meine Ihre Kleidertaille,“ sagte der Spatz.

Die Stiftsdame lachte: „Nein, die Hanne! Hanne, du bist doch zu frech!“

Die Äbtissin nahm ihren Platz ein. Der Pastor kam mit raschem, federnden Schritt in seinem langen, schwarzen Rock. Dann sangen alle: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Fräulein von Hautefort spielte das Harmonium.

Der Pastor las die Weihnachtsgeschichte. Er las sie jedesmal wieder mit ehrlicher Bewegung. Martina atmete schmerzhaft tief vor Aufregung. Das alte, naive, wundervollste Drama entrollte sich: Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde... Die Lichter brannten friedlich und fest durch ihre Lauben von grünem Gezweig, der Duft von verbrannten Tannennadeln hing in der Luft. Die Kinder sangen noch den jubilierenden letzten Vers.

Die Äbtissin und die Damen gingen dann in den Saal, um die Bescherung zu ordnen, draußen im Flur stand die ganze froh bangende, harrende Schar. Man sah einen sehr hellen Schein durch das Schlüsselloch und die Ritzen.

Nun klingelte es. Plötzlich wurden die großen Flügeltüren weit aufgerissen, drei Riesen-Christbäume standen in märchenhaftem Glanz mit Lichtern, mit goldnen und silbernen Ketten, einem Reigen schwebender Engel auf der Spitze des höchsten, der sich in der Hitze kreisend bewegte; alle Kerzen an allen Kronleuchtern brannten.

Der alte Kaiser, von ihm selbst geschenkt, ein milder Greis im schlichten Infanterieüberrock, die

Königin Luise und Königin Elisabeth, die Gründerin des Stifts, sahen zu.

Es war märchenhaft schön! Backen und Augen glühten: vor jedem Platz stand der hochgeschichtete Teller mit Zuckerwerk und Pfefferkuchen, lagen aufgebrochene Kisten und Päckchen. Die Damen halfen selbst beim Auspacken und waren freundlich. Marie Andersen und Olga von Erkhert, die armen Waisen, hatten nicht weniger als die andern. Der ganze Saal war voll von Jubel und Glückslauten, die Gräfin Molsheim hatte ein gutes Muttergesicht, die Kinder liefen zu ihr hin und bedankten sich.

Dann ging man herum bei den andern, die Geschenke besehn, Albums und Schmucksachen und Pelze und Bücher: Clementine Helm und Julius Wolf, der Jugendgarten, Wildermuth, das Wort der Frau, und Uhland und Körner.

Der erste Feiertag war ebenso schön. Sonne mußte sein und Schnee liegen, knirschender und blendend weißer Weihnachtsschnee! Man ging in den neuen Kleidern, Pelzen und Mänteln in die Kirche. Heller als sonst läuteten die Glocken, die Orgel spielte. „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" sang die

Gemeinde. Stillschweigen folgte. Der Chor, von Fräulein von Hautefort einstudiert, hub an:

„Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art . . ."

Rein und süß wie losgelöste Silberperlen schwebten die jungen, weichen Stimmen durch das helle, weiße Kirchlein, beherrscht von einer einzigen, starken, glockenklaren:

„Das Blümlein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd."

Martina bebte und wußte, daß sie nichts Schöneres erleben konnte. Der Geistliche vor dem Altar sah auf.

Pastor Baumann sprach immer gut mit seiner warmen, starken Stimme und war noch ein junger Mensch, den der Augenblick fortriß. Frohe Botschaft galt es heut zu predigen, und seine Gemeinde waren junge und blühende Kinder im glücklichen und un-

ſchuldigen Alter: „Siehe, ich verkündige euch große Freude . . .“ Freude herrſchte.

Oben war wieder der lichte, helle Saal mit Weiß und Gold und den Chriſtbäumen. Im Krippchen lagerten braune Holzkühe um das Kind und ſeine Mutter. Die Hirten ſtanden in kurioſen, roten und blauen Schleppgewändern, ein Eſel zupfte friedlich Heu aus der Raufe. Ringsum im grünem Mooſe ſtaken Roſenknöſpchen.

Martina fühlte ſich von überſtrömender Güte und Zärtlichkeit erfüllt, ſie hätte am liebſten jeden geküßt, auch die Groſſe.

Der zweite Feiertag zeigte dasſelbe Bild ſchon abgeblaßter. Die Kirche kam einem ſehr lang und langweilig vor. Gewöhnlich beging man am Nachmittag irgend eine Ungezogenheit; die Damen ſchalten.

Man hatte einen verdorbenen Magen, man zankte ſich.

Alles war wie vorher.

Zu der Zeit, im Januar, faßte Martina eine tiefe, heiße und ſehr leidenſchaftliche Liebe zu der

italieniſchen Sprachlehrerin Signorina Lavinia Cavalcanti.

Das überkam ſie wie ein Blitzſtrahl. — Sie entdeckte die Signorina am Abend nach ihrer Ankunft unter den andern in der großen Halle ſtehend. Es war ein Gedränge von Ankommenden, noch Vermummten und Eingepackten. Martina dachte, daß es irgend eine gleichgültige Neue wäre und drehte den Kopf unter der dunkelblauen Jockeimütze um.

Sie ſah die Italienerin, die neunzehn Jahre alt und ſehr ſchön war, die blitzende Zähne, ein kleines, ſchwarzes Bärtchen über der Oberlippe und eine klaſſiſch gebogene, römiſche Naſe hatte.

Dieſe Lavinia war ſchön wie ein Jüngling und war eine wirkliche Römerin aus Rom.

„Frechdachs!“ ſagte ſie in ihrem komiſchen, harten Deutſch.

Martina ließ ſchweigend ihre Hand herunterfallen und ſah ſie nur heiß an. Sie murmelte: „Entſchuldigen Sie . . .“, dann tauchte ſie unter zwiſchen den anderen.

„Du, ich habe die Abſicht, für die Lavinia Cavalcanti zu ſchwärmen!“ erklärte ihr Hanne.

Für jemand ſchwärmen war, wie wenn der Ritter

in alten Zeiten die Farben seiner Dame annahm. Man zankte sich zum Preis des Schwarms mit den andern, indem man zum Beispiel die Behauptung aufstellte: Signorina ist die Schönste im Stift, worauf die Gegner schrien: Nein, Lilly Kramer oder Margarete von Rudnitz!

Alle Schwärmer waren in Aufruhr geraten durch das Auftreten der Italienerin; sie hatte Rudel. Man überschüttete sie mit Blumenbuketts, selbst der Spatz pflückte Blumen, konnte es aber doch nicht unterlassen, eine Distel dazwischen zu stecken, die Kleinen prügelten sich um den Vorzug, hinter der Angebetenen herzugehn, ihr Tuch anzufassen, Stühle oder Tintenfässer für sie herbeizuschleppen. Alle dichteten sie an, der Spatz verbrach einen Vers:

„Und was Ihr belächelt,
Mich kann es entzücken:
Sie ist eine Italienerin!“ —

Es war wohl das einzige sentimentale Lied seines Daseins. Trotzdem trieb er seine Teufeleien, die besonders darin bestanden, die übrigen Schwärmer zu prellen. Er sagte: „Heut übt die Lavinia, die Lavinia geht in der Allee,“ und trieb die wilde

Jagd auf falscher Fährte hinter der Göttlichen her. Der Spatz wunderte sich, für seine Begeisterung so gar keinen Anklang bei Martina zu finden. Lavinia erregte dasselbe Aufsehen in den größeren Klassen, sie hatte sofort Freundinnen und dienstbare Sklavinnen, nur die Cliquen Kellenhusen und Hautefort hielten sich ihr fern.

Fräulein von Hautefort tadelte die Unordnung der Italienerin laut und sagte ihr einmal ziemlich unverblümt, daß sie sich nicht sauber wüsche, was die Wahrheit war. Nur machte es auf der braunen Haut der Lavinia keinen großen Unterschied, und schwarze, wellige Haare hatte sie, entzückend kurz, im Nacken der Kopfform eingeschmiegt, wie bei einer antiken Jünglingsstatue!

Martina fand sie bildschön und verzehrte sie mit den Blicken. Sowie die Lavinia aufsah und lächelte, guckte sie weg und machte ein finsteres oder gleichgültiges Gesicht.

Weil sie im Deutschen noch schlecht war, wurde sie vorläufig Martinas eigener Klasse zuerteilt. Sie war faul, und Lucie Krause und Aurelie Thaler, Externe, machten ihr alle Schularbeiten.

Das Mädchen besaß ein eigenes Talent, ihren

ganzen Hofstaat in Atem zu halten und zu beschäftigen und erlangte dabei die außerordentlichste Gewalt über die Gemüter. Aurelie Thaler zum Beispiel, die ehrgeizig, nüchtern und geizig war, lebte nur noch für sie, in eine glühende, schweigsame Leidenschaft verschlossen, die beinah unheimlich berührte. Lavinia behandelte sie mit lässiger Liebenswürdigkeit, wie einen Schuhputzer: Ach, Aura, tu mir dies! Hol das! Sie kommandierte beständig.

Die Äbtissin sah sie mit reinem Wohlgefallen an, von der Schönheit des Mädchens gefangen. Die Lavinia war ganz arm, sie sollte später in Deutschland ihr Lehrerinnenexamen machen. Der Pastor unterhielt sich gern italienisch mit ihr. Sie hatte wundervolle Augen mit langen, schwarzen, starken Wimpern, und trug dunkelrote, arg zerfledderte und durchgeschubberte Sammetblusen. Das schadete nicht; Aurelie flickte sie ihr. Sie hatte ein kristallenes, köstliches und übermütiges Lachen wie ein Zigeunerbub, nebst dessen Faulheit und seiner Freude daran, in der Sonne zu liegen.

Selbst Trude Göckingk, die ganze Klasse sprach nur über die Lavinia. Die einen waren dabei höhnisch, krittelten an ihr, sie sei ein aufgelesenes

Theaterkind, eine Schauspielerin; diese Parole gab der Kreis der Kellenhusen aus, — die andern bewunderten sie laut oder heimlich verschämt. Martina sagte nichts, sie schien mehr in sich zurückgezogen denn je, obgleich sie die Gewohnheit hatte, manchmal wie eine Schnecke in ihrem Haus zu sitzen; immer verschlang sie nur die Lavinia mit den Augen, sie entzückte diese Nase, das feste eigenwillige Kinn. Ihre Augen, trotz ihrer vielgepriesenen Schönheit, mochte sie gar nicht so gern, auch ihre Stimme nicht, die hart und etwas gewöhnlich klang.

Trotzdem sie nur eine Kleine war, sich so unscheinbar machte, wollte doch die Lavinia auch mit ihr kokettieren.

„Du, Kleine —“ sagte sie lachend, sieghaft: „Reich mir mal mein Tuch!“

„Das können Sie sich selber aufheben!“ sagte Martina ungezogen.

Als die Lavinia weg war, hüllte sie sich in dasselbe graubraune Plaid, streichelte und küßte es an der Stelle, die auf Lavinias Hals gelegen hatte. Sie fror bis tief ins Herz hinein, saß in dem Tuch und dachte. Seit dem Tag ihrer Ankunft dachte sie an nichts, als an die Lavinia.

Nach und nach wurde es ganz bekannt und ein Gegenstand offener Neckerei, daß Lavinia und Martina sich nicht ausstehen konnten. Lavinia hatte französisch von ihr gesagt, daß sie eine schlecht erzogene polissonne wäre; ihr Hofstaat machte sich eine Ehre daraus, gerade vor Martina die Königin mit Huldigungen zu überschütten.

Übrigens küßte die Lavinia nie und ließ sich auch ins Gesicht nicht küssen.

Sie lag wie eine große Katze und sah aus den leuchtenden, prachtvollen Augen unter langen, schattenden Wimpern nach Beute aus.

Sie konnte kindlich liebenswürdig und anschmiegsam sein und verführte dadurch die Äbtissin und sogar die Grosse.

Vielleicht, weil Lavinia sich beklagt hatte, nahm die Grosse ihr Schikanierungssystem von neuem auf. Sie schalt das Kind, schickte sie hin und her, drohte ihr, was sie immer tat, mit Ohrfeigen.

„Sie dürfen mich gar nicht ohrfeigen!“ sagte Martina.

„So? das wollen wir sehn! Wenn du noch eine Frechheit sagst, bekommst du sogleich eine Backpfeife! Sprich doch!“

Martina begnügte sich, ein verächtliches Gesicht zu machen und sie fest anzusehn.

„Laissez-la, elle est méchante," sagte die Lavinia zu ihrer Freundin.

„Sie hat schon welche bekommen und bekommt noch mehr," drohte die Grosse.

„C'est une petite bête," meinte die Lavinia.

„Sie muß nur geduckt werden," sagte die Grosse. „Ich würde mit ihr ganz anders umspringen, wenn ich zu sagen hätte!"

Sie erzählte der Lavinia etwas augenscheinlich Merkwürdiges über Martina, worauf die Italienerin in ein lustiges und leichtsinniges Gelächter ausbrach: „C'est rigolo! Cette satanée petiote!"

Das Kind zitterte vor Scham und Kummer. Sie hätte die zwei auseinanderreißen, hätte schreien mögen: Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Höre mich doch! Hab mich doch lieb!

Die Grosse und die Lavinia steckten immer zusammen, waren vertraut wie Freundinnen. Aurelie wurde dünn und gelb vor Eifersucht.

Sie überhäufte die Lavinia mit Geschenken, Eßsachen und Delikatessen, Sonntags schrieben Thalers Einladungen, damit die Italienerin den Nachmittag

nach Gehrhausen mit hinaus dürfte. Aurelies Vater war Generaldirektor der Hüttenwerke, ein reicher Mann, fünf Töchter besuchten das Stift als Tagesschülerinnen.

Alle, wenn sie etwas geschickt bekamen, brachten der Angebeteten Äpfel, Kuchen, Blumen, kleine Handarbeiten.

„Tun Sie doch das eklige Heu da weg!“ sagte Fräulein von Hautefort ärgerlich, als sie das Fach der Italienerin sah.

„Die Kinder schleppen's so voll!“ erklärte die mit ihrem Lächeln.

„Dann verbieten Sie's ihnen!“

„Ah mon Dieu! Das ist stärker als sie.“

„Wenigstens dulde ich den Unfug im Schranke nicht.“

„Je n'y suis pour rien.“ Die Italienerin zuckte die Achseln.

Ihre Schwärmer standen des Abends, wenn sie zu Bett ging, bleich und zitternd vor ihrer Schlafzimmertür, nur um „Gute Nacht, Signorina“ sagen zu können. Einige hatten es auch schon italienisch gelernt. Das tollste Kauderwelsch radebrechte der

Spaß, der auch unter der Schar war, die andern im Dunkeln plötzlich anstieß oder ihnen ein Bein stellte.

Fräulein von Kellenhusen, deren Wohnung auf demselben Korridor lag, verbot die Abendhuldigungen strengstens. Ihre Abneigung gegen die Italienerin war sehr groß; sie entsprach ihren norddeutschen Begriffen von Korrektheit zu wenig.

„Eine der Wohltaten der guten Äbtissin," urteilte sie. „Ich bin überzeugt, daß das Mädchen sich schon in schlechter Gesellschaft herumgetrieben hat."

Die Italienerin war durch Trudes Mutter, Frau Geheimrat Göckingk, warm empfohlen. Sie hätte schon mit vierzehn Jahren in Berlin Stunden geben müssen, wäre aber sehr brav und ordentlich, jeglicher Unterstützung wert. Und könnte sich ja im Stift nützlich machen.

Sie sollte italienische Stunden geben, denen die italienisch sprechenden Damen abwechselnd beiwohnten, um ihre eigenen Sprachkenntnisse aufzufrischen. Auch die Äbtissin wünschte dabei zu sein.

Es wurden aus den verschiedenen Klassen für diesen Kursus Teilnehmerinnen bestimmt, unter denen Martina war.

Dieſe Stunden wurden für ſie zur tötlichſten und ſüßeſten Qual. Sie waren nur ungefähr ſieben Schülerinnen, ſie ſaß der Angebeteten gerade gegenüber, konnte jede Geſte beobachten. Es war, als ob die Italienerin wüßte, daß ſie beobachtet würde, alle ihre Geberden waren auf Wirkung abgeſtimmt, Fräulein von Hautefort ſchwor immer, daß ſie von der Bühne käme. Mit dem Begriff Bühne verband ſich alle Wolluſt und Sittenloſigkeit der Welt.

Die Äbtiſſin dachte weniger ſtreng, ſie hatte viel Schönes geſehen, verteidigte auch ſtets die Klaſſiker gegen die Flieb und die Partei der Puritaner. Am freimütigſten war der Paſtor, er las den Fauſt erſter Teil mit der zweiten Klaſſe. Im Stift hatte ſich dieſer eigentümliche Zuſtand herausgebildet, daß ihm die Äbtiſſin alle Religionsſtunden abnahm und dafür mehr weltliche Fächer zuſchob. An der Gräfin war ein Theolog verloren gegangen, ſie konnte ſtundenlang und mit Hartnäckigkeit über die Gnadenwahl, über die Sünde wider den heiligen Geiſt oder irgend einen dunklen Spruch disputieren.

Er bemühte ſich zuweilen, ihr klar zu machen, daß in dieſen Fragen der Geiſt alles ſei. Sie ſtand feſt auf ihrem Standpunkt: Das Wort ſie ſollen

laſſen ſtahn! Martina war einmal ſtreng getadelt worden, weil ſie ſagte, das Buch Hiob ſei ein Drama. Die Schülerin hatte es vom Paſtor in der Kirchengeſchichte gehört.

Wenn die Signorina ſie nach Vokabeln oder Konjugationen fragte, ſtotterte Martina, ſie fand nie ein Wort, verſtummte dann. Ihr Gedächtnis ſetzte vollkommen aus; ſtumpfe Ergebenheit hinderte ſie, ſich dagegen zu wehren, ſo gleichgültig war ihr alles.

Die Lavinia lächelte, ein Lächeln bloß der Augen, das die Wimpern ſofort wieder verhingen.

Die Äbtiſſin verſtand dieſen Seelenzuſtand nicht. Sie ſchalt Martina, wurde ärgerlich und heftig. Die Schülerin mußte nachbleiben und aufſagen.

Nun ſollte ſich das Mädchen aufſtellen, die Lehrerin anſehn. Martina bekam es nie fertig, ihre Blicke bogen ab, gingen auf die Erde, obgleich ſie mit aller Kraft ſelbſt dagegen anſtrebte; ſie konnte nicht.

Es war das reine Martyrium. Martina erhielt zwei, drei Tadel, von der Äbtiſſin unterzeichnet, und mußte des Sonntags oben bleiben. Sie wurde dünn, zum Erſchrecken blaß. — Kein Menſch begriff die ganze Sache. Trude Göckingk lächelte höhniſch. Ihr tat jede Demütigung ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin

wohl, sie lernte ihr Italienisch extra gut. Aurelie Thaler atmete auf. Eine Verdüsterung hing über Martina, als ob ein schwarzer und seltsamer Trotz seine Fledermausflügel um das Kind geschlagen hätte. Selbst der Spatz, ihr treuer Gefährte auch im Unglück, vermochte die Schatten nicht zu zerstreuen.

„Was hast du nur, Martin?“ sagte der Spatz. „Ist es noch immer wegen der Gedichte?“

Martina schüttelte nur den Kopf. Sie wußte, wenn man sie gemartert hätte, würde sie die wahre Ursache nicht verraten haben.

Sie litt in einer grenzenlos eindringlichen, bis in die feinsten Nervenfasern mitschwingenden Weise. Die Lavinia schalt sie nie selbst, da die Gräfin dies ausgiebig besorgte. Sie sah Frau von Molsheim an und das Kind, in dessen blassem und feinen Gesicht kein Muskel zuckte. Wie versteinert saß Martina, etwas viel Stärkeres als Ehrgeiz, Scham oder Angst hielt sie.

Wenn sie nach der Stunde hinausging, sah sich die Lavinia um und schüttelte unmerklich den Kopf.

Sie nahm das Buch des Kindes, wo sie gerade war, auf dem Korridor oder in ihrer Stube und überhörte sie. Martina sprach mit einer ganz klaren,

feinen Stimme wie automatiſch, ſo leiſe, daß man ſie kaum hören konnte, dabei ſpielte ſie mit den Franſen ihres Plaids.

„Ja, warum konnteſt du denn in der Klaſſe nicht?“ fragte Lavinia.

Das Kind ſah ſie an wie ein zu Tode getroffenes ſcheues Rehchen; Trauer, Sanftmut und etwas Heiliges lag in dem Blick. Sie war ſo blaß und ſo dünn, daß man jeden Schatten unter der beinah durchſichtigen Haut ſah. Um ihre grauen Augen lagen dunkle, ſchwere Leidensringe.

„Ja, warum?

Biſt du krank?“

„Nein.“

Die Lavinia lachte. „Aber was iſt denn nur? Was iſt?“

Martina zuckte unter dem rohen, harten Lachen.

„Nichts.“

Sie litt ſehr. Dieſe Zeit war Folterqual, ſie ging in einer Art Starrkrampf herum. Trotzdem war es ſehr ſchön, wonnig!

Des Abends glühten ihre Lippen ſo, daß ſie nicht einſchlafen konnte. Sie wußte, die konnten nur heil

werden, wenn die Lavinia ſie einmal küßte. Und dann mußte ſie ſterben!

Martina ſagte dem Spatz, daß ihr Leben und Streben zu Ende ſei. Sie müßte ſterben. Der Spatz ſah ſeine Freundin zweifelhaft und kritiſch an.

„Das glaub ich nicht," ſagte er langſam. „Für dich fängt ja erſt das Leben an. Ich denke mir," fügte er nach einer Pauſe des Nachdenkens hinzu. „Du wirſt nun bald groß, die Kinderei hört auf."

Martina wußte nicht, was groß ſein bedeutete, man hatte ihr nie geſagt, daß auch in ihrem Körper Veränderungen ſich vollziehn mußten, ſie war immer ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß ihr nie einfiel, auf die anderen und älteren zu achten.

„Wie meinſt du das?" fragte ſie.

„Ach ſo," ſagte der Spatz zerſtreut, an einem Äſtchen kauend.

Sie ſaßen in ihrem Neſt, unter einem Dach aus Zweigen und Moos, das ſie ſich im Tannendickicht dicht neben der Kirchenmauer fabriziert hatten. Hier ſpielten ſie Robinſon und Indianer oder auch Dornröschen, — doch mit Vorliebe Indianer.

Der Spatz ſtahl grundſätzlich, wenn er einen Ausflug in den Garten unternahm, begnügte ſich aber auch ſchon mit Blumen aus den Steinvaſen vorn oder mit ein paar unreifen Kirſchen.

Gerade trug ſich der Spatz mit einer neuen, ſtaatsumwälzenden Idee. Er fand, daß die Damen zu frech wurden, daß auch die Externen, untergeordnete, das heißt fleißige und gehorſame Elemente, ſich unangenehm breit machten. Man ſollte dem entgegentreten, ſollte einen Bund unter Gleichgeſinnten ſtiften: „Jeder muß ſchwören, mit Blut unterſchreiben, daß er nichts verrät.“

Die Blutunterſchrift war für Martina ausſchlaggebend.

„Ja,“ ſagte ſie, „wir wollen in der Waldſchlucht zuſammenkommen. Das iſt gleich ſehr forſch, gibt dem Ganzen ein Anſehn.“

Sie ſtritten lange, ob Trude Göckingk der Ehre teilhaftig werden ſollte, zum Bund zu gehören. Sie war lau und verräteriſch. Der Spatz wies nicht ohne Scharfſinn darauf hin, daß jede bedeutende Gemeinſchaft vor ihnen ſchon einen Verräter gehabt hätte, Judas oder Ganelon, ſchließlich war doch der Teufel ſelbſt auch mal ein Engel geweſen. Weniger Schwie-

rigkeiten verurſachte der Name des neuen Bundes. „Elite“ gefiel beiden Stiftern, war beſcheiden und bezeichnend.

Alle Sieben ſchwuren am Sonnabend in der Waldſchlucht. Sie zitterten noch von der Angſt des Hinkommens; es war ein feierlicher Moment. Zuſammenkünfte der Elitemitglieder ſollten alle Sonnabend Nachmittag ſtattfinden, an einem verbotenen Ort, Präſidentin für die erſte Woche wurde Helene Gadebuſch. Martina ſchien ein Recht auf den Poſten zu haben, aber die andern erklärten, ſie ſei zu grob; darein ergab ſie ſich gutwillig.

Die Statuten waren ſtreng, Mitglieder der Elite durften nur untereinander verkehren und mußten auf dem Spaziergang zuſammengehn, wurde dies durch brutale Gewalt unmöglich gemacht, trennte man ſich eben ſcheinbar. Elitemitglieder durften nicht Schwärmer ſein, hatten den Übergriffen der Tyrannei, den Damen und der Selekta gegenüber, feſt und treu zuſammenzuſtehn. Die Arbeitsſtunde täglich für mindeſtens eine halbe Stunde zu ſchwänzen, war Geſetz. So oft als tunlich, vorzüglich an Geburtstagen, ſollten „Orgien“ gefeiert, Wurſt, Pumpernickel und Champagner dazu von außen beſchafft werden; an

gewöhnlichen Versammlungstagen bildete die Nahrung Sauerampfer. Mitglieder hatten über ihr Verhalten gegeneinander Buch zu führen und etwaige Klagen bei der nächsten Versammlung vorzubringen.

Dann kamen die Unterschriften, sie sahen blaß und grau aus. Trude Göckingk fürchtete sich, wollte ihre Haut durchaus nicht ritzen lassen. Der Spatz und Martina spendeten großartig ganze Blutlachen. Martina gebrauchte schreckliche Eidesformeln: Bei der Hölle, dem Tod und der Unterwelt! Ihr sollt verflucht sein im Himmel und auf Erden! Eure Zunge soll euch ausgerissen, die Augen mit glühenden Kohlen ausgebrannt werden! Pestbeulen brechen an eurem Leibe auf, und eure rechte Hand verdorre! Eure Leichname sollen am Kreuzweg faulen, Raben und Krähen sie hacken!

Der Einfluß der Elite machte sich bald in unliebsamer Weise bemerkbar. Es hagelte Bestrafungen und Nacharbeiten auf die Klasse. Die Externen und die Kleinen bildeten einen demokratischen „Dreckbund". Der Gegensatz kam besonders bei den abendlichen Rundgängen im Garten zum Ausdruck. Es gab ein Spiel, wobei die wandelnden Paare sich Blumennamen zulegten, bei Begegnungen wurde nun ge-

fragt: Kornblume oder Wicke? Roſe oder Alpenveilchen? Wurde Wicke gewählt, ſo ſchloß ſie ſich dem neuen Partner, Roſe, an und die Kornblume mit dem Alpenveilchen ſetzten ihren Weg in derſelben Richtung bis zu einer neuen Begegnung mit Amaryllis etwa oder Tulpe fort. Dem Witz war jetzt der weiteſte Spielraum geſtattet, Elitemitglieder riefen herriſch Allermannsharniſch, Eiſenhut oder Schwertlilie. Anhänger des Dreckbundes antworteten: Stinkender Storchſchnabel, gemeines Mäuſeohr oder Läuſekraut. Beliebt war auch die Loſung: Diamant oder Rubin? und die mannhaft ſtolze Gegenerklärung: Dreck! — Lilly Kramer verpetzte den Bund bei der Kellenhuſen, die Stiftsdame ſtellte eine Unterſuchung an, aber der Spatz verteidigte die Statuten heldenmütig und verſteckte ſie mit Hilfe von Mette und Fips.

Die Flieb verſuchte ihre Günſtlinge auszuhorchen, konnte aber nichts Näheres erfahren. Alle hielt der Blutbann.

Trude Göckingk erklärte einmal heulend, daß ſie austreten würde, darauf drohte ihr der Spatz mit einem Fehmgericht. Niemand wußte genau, was es war, aber die Drohung half.

Als die Disziplin ſich trotz aller Zwangsmaßregeln zu lockern begann, ſchloß Martina mit dem Spatz und Helene Gadebuſch das erſte Triumvirat, Helene fiel dabei die deutlich angegebene Rolle des Craſſus zu. Die zwei übten nun wochenlang die reine Schreckensherrſchaft aus. Im Klaſſenofen, der im Sommer unbenutzt blieb, wurde ein Papierkörbchen, der ſogenannte Gral aufgeſtellt, mit der Maßnahme, daß die Externen ihm jeden Tag abwechſelnd friſche Blumen zu bringen hätten. Martina erzwang derartige Zugeſtändniſſe durch die Drohung, nicht mehr vorzuſagen und nicht von ſich abſchreiben zu laſſen. Aber Aurelie Thaler und Lucie Krauſe empörten ſich. Es kam zu einem Auszug der Plebejer auf den Mons ſacer; zu Tränen und Rekriminationen. „Wir opfern dem Gral nicht mehr!“ erklärten die Tribunen, vor Wut und Scham heulend. „Wir ſchmeißen ihn zum Fenſter raus!“

Martina blieb eiſig, in Koriolanpoſe: „Ihr entweiht den Gral, ſagte ſie. Ihr ſeid mir überhaupt viel zu kommun, um mit euch zu verhandeln! Ich verachte euch!“ — Die Klaſſe forderte ſtürmiſch, daß ſie ihren Ausdruck: Gemeine Bande! zurücknähme, ſie wiederholte ihn. — Wieder mit dem

Spatz und Claire von Jevor als Lepidus schloß sie ein zweites Triumvirat, die drei verkehrten diesmal nur noch miteinander, schnitten und verachteten die andern. Der Hügel im Garten, auf dem dieser zweite Schwur der Unbedingten getan wurde, hieß fortan der Rütli; diese Bezeichnung setzte sich selbst bei den Stiftsdamen und den Dienstboten durch.

Unter solchen gehäuften inneren und äußeren Schwierigkeiten, den „Christenverfolgungen", näherte sich der Tag der ersten Orgie. Claire von Jevor hatte Geburtstag. Im glücklichen Besitz von drei Brüdern war es ihr gelungen, fünf Flaschen Champagner einzuschmuggeln; damals wurden im Stift die Geburtstagskisten noch nicht untersucht.

Diese Orgie fand im Schattenreich, in Helene Gadebuschs Zimmer, am letzten Tag vor den Pfingstferien statt.

Die andern zwei aus dem Zimmer waren schon abgereist, die Elitemitglieder erschienen in sommerlich leichten Kostümen. Man hatte seit Wochen Kerzenstummel gesammelt und erpreßt, reihenweis an den zwei Fenstern und den Wandleisten entlang aufgestellt, erzielten sie eine feenhafte Wirkung.

Aus Waschschirmen, über die zwei leeren Betten gebreitet, war eine Bankettafel hergerichtet, wo die Würste, zwei Pumpernickel, außerdem weniger beachtete Kuchen und Konfekt lagen. Den Glanzpunkt bildete der Champagner. Man trank ihn aus Wassergläsern.

Die Stimmung war dionysisch.

Helene Gadebusch und das Geburtstagskind bewirteten in Combinations, die anderen waren in Unterröcken oder im Nachthemd. Zum Korkenausziehen reichte zuletzt die Kraft nicht mehr, und Martina schlug den Flaschenhals mit dem Stiefelabsatz durch.

Sie lasen dazu aus einem dünnen Band Goethes Gedichte, die sie irgendwo aufgetrieben hatten.

Zündenden Beifall fanden die letzten Strophen der Braut von Korinth.

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu."

Trude Göckingk besaß einen Vetter, der Leodegar hieß, sie nannte und rief ihn fortwährend. Martina deklamierte Karl Moors Anrede an das tintenkleckſende Säkulum:

„Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.“

Zwei andere tanzten den Schunkelwalzer: „denn ſo wie du, ſo lieblich, hold und ſchön, war keine der Feen!“ Sie ſchritten in einem frei erfundenen Kankan vor, während auf ihren erhobenen und verſchränkten Armen der Spatz thronte und als Papſt immerfort nach rechts und links ſegnete.

„Ja, was ſollen wir tun? Wir wollen den heiligen Geiſt hochleben laſſen, weil Pfingſten iſt!“ rief irgend eine. Sie ließen den heiligen Geiſt leben.

„Im ſchwarzen Walfiſch zu Askalon,“ ſtimmte Helene Gadebuſch an. Claire Jevor trällerte: „Der Wein, das Bier und die verdammte Liebe, die haben mich ſo auf den Hund gebracht!“

Trude Göckingk, immerfort lachend, bog ſich nach hinten über, ſchlug auf ihre Hüften und rief: „Ach, Kinder: Ich bin ja tot! tot!“ Sie erinnerte ſich, daß ihre Eltern zu Haus ſich oft zankten, und wollte es nachmachen:

„Du hochgeborene Freiin! ſagt mein Vater,“ ſie ſchwänzelte und ſtelzte wie der Herr Geheimrat

in ſolcher Laune die Gattin darſtellen mochte. „Er ſagt: ſie verſchwendet alles, will zu hoch hinaus. Dann wirft ſie ihm vor, daß ſein Vater Poſtſekretär geweſen iſt, ja, Poſtſekretär!“

— „Mein Papa iſt eine alte Suſe und meine Mama iſt eine Furie,“ teilte ſie mit.

Der klaſſiſch gebildeten Phantaſie des Spaß ſchwebte es vor, daß Bacchus von Panthern gezogen wurde. Nun ſollte Helene Gadebuſch Bacchus ſein oder lieber Ariadne! Dazu mußte ſie ein ausgeſchnittenes Kleid haben, ſie zogen ihr ein Hemd über, bauſchten ihre Haare auf und legten den Hals frei. Helene war ſchon ein großes, ſchönes Mädchen, den Spaß verwirrte all dies weiße, üppige Fleiſch, er patſchte und kniff hinein. Dazu ſchrie er unaufhörlich: „Beuge dein Haupt, ſtolzer Sigambrer! Bete an, was du bisher verflucht haſt, und verfluche, was du angebetet haſt!“

Martina fühlte ſich aufgerufen, einen Hymnus an Bacchus vorzutragen, aber ihr fiel nichts mehr ein als: „Kalliſthenes, ein Jüngling von Athen“ — — Sie wußte nicht mehr, was mit Kalliſthenes geſchehen war, hielt ihr Glas mit ſteifem, ausgeſtreckten Arm und glücklichen Augen von ſich. Sie

bat ihre Freundinnen, wenn ſie im Sarg läge, ihr einen Sternblumenkranz durchs Haar zu flechten. Die Vorſtellung war ſo rührend, daß ſie ihr Tränen erpreßte.

„Und erhängt den letzten König
An des letzten Pfaffen Darm!“

rief ſie ſchluchzend.

Der vorgeſchrittene Rauſch zeitigte immer ſeltſamere Phänomene. Helene Gadebuſch, die in der Schule nie was wußte, turnte mit verblüffender Sicherheit und Stentorſtimme in Plus-que-parfait du Subjonctif:

Que j'eusse eu
Que tu eusses eu
Qu'il eût eu . . . —

Claire wußte plötzlich, was ihr in nüchternem Zuſtand niemals eingegangen wäre, daß ein Siebentel als Dezimalbruch 0,142857 heißt, und wiederholte dieſe Formel fortwährend.

„Ich war mal verliebt,“ zwitſcherte ſie. „In eine Fliege!“

Trude Göckingk war von allen Dingen dieſer

Welt nichts mehr gegenwärtig als der Anfang eines Kirchenlieds.

Sie wiederholte jene beiden Zeilen unausgesetzt, bald jammernd, bald befehlshaberisch stelzend, und kaute dabei an der zweiten Wurst, obgleich sie die erste schon fast allein gegessen hatte. An dieser war es sonderbar, daß sie immer länger und kolossaler wurde, je tiefer sie sich hineinaß.

Martina saß rittlings auf der hohen Bettkante und bot Wetten an, daß sie mit der Stiefelspitze an ihren Hinterkopf klopfen könnte. Sie umarmte Grete Clamières und versicherte ihr: „Es schmerzt nicht, Pätus!“

Sie sangen, tobten und schrieen, als die Tür aufging. Fräulein von Griesinger im enganliegenden, roten Flanellmorgenröckchen stand auf der Schwelle.

„Aber Kinder!“ sagte sie schüchtern.

Der Spatz rief: „Griesingelein, sei gegrüßt!“ und kniete mit diesen Worten vor ihr nieder.

„Kinder —“ sagte Fräulein von Griesinger, „. . . ich . . . ich glaube.“

„Da trink, alte Seele! Sei ein flotter Bursch!“

„Der heilige Geist soll leben!“ brüllte eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!“

jauchzte Martina. „Niemand tue Grauschwänzchen was! Ich stehe für sie ein! Trink und sei fidel!“

„Ich glaube, ihr — ihr seid betrunken,“ sagte Fräulein von Griesinger tonlos.

Sie stand ratlos, keusch, ohne Gebiß, mit eingeflochtenem, graublondem Rattenschwänzchen vor den entfesselten Naturkräften.

Die Kerzenstummel brannten zischend aus. Die fünf nicht ins Zimmer Gehörigen entfernten sich lautlos. Trude Göckingk heulte, daß sie es nie wieder tun wollte, Martinas Hand blutete. — Zwischen Scherben, Wassergläsern und wüst hingeworfenen Kleidungsstücken lag auf dem Waschschirm unangeschnitten und massig ein einzelner Pumpernickel.

In ihn hakte Grieschen ein: „Den — den melde ich! Das ist doch zu ungezogen! zu frech! Ein Pumpernickel!“

Auf diesen beklagenswerten Vorfall und seine

Folgen hin mußte die Elite aufgelöst werden. Der letzte Passus unter der Stiftungsurkunde lautete:

Die Elite ist aufgelöst. Sie besteht fortan nur noch als Geistesgemeinschaft.'

In jenem Hochsommer gab es außerordentlich häufige Hitzferien. Es war ein Sport der Kleinen, Herrn Steinke, den Mathematiklehrer, oder den Pastor zum Thermometer zu schleppen, um die gewünschten zweiundzwanzig Grad feststellen zu lassen; die Lehrer waren darin gefälliger als die Stiftsdamen.

Das ganze Stift fast schlief oder saß oben im Kühlen, auf der Veranda waren nur die Lavinia und Martina. Die Italienerin hatte sich zwei Stühle zusammenschieben lassen, lag lang ausgestreckt, träge blinzelnd. Sämtliche graue, weiße und gefleckte Katzen des Hauses saßen und hockten um sie herum. Sie liebte die weichen, stillen Tiere, besonders eine große, graue, einen Liebling der Ortlieb, die sich im Stift des Namens: die Frau Geheimrat erfreute.

Die Nachmittagssonne prallte auf die dichte

Pfeifenkrautbelaubung der Verandapfeiler, die runden Blätter standen gegen sie wie Schilde, wurden riesiger und dunkler zum Stamm hin, dazwischen staken unscheinbare, kleine, graugrüne Pfeifchen. Die Hitze war geradezu betäubend, die Luft derartig von Licht gesättigt, daß sie zitterte und schwankte, daß man ein goldenes Flimmern vor den Augen behielt, schwer Atem fand, als ob, was man einatmete, schon belastet und voll sei.

Die Lavinia betrachtete unter ihren Wimpern hervor Martina, während sie die Geheimrätin kraute; die Katze schnurrte leise. Martina hockte auf der Treppenstufe in einer ganz und gar unnatürlichen Verrenkung, wie sie nur heranwachsende Dreizehnjährige wohltuend finden, und sah auf die Lavinia.

Sie war blaß wie immer jetzt, nur mit grünlich grauen Schatten unter den Augen.

„Warum starrst du mich so an?" fragte Lavinia. Sie hatte außerordentlich schnell deutsch gelernt, war sie doch in der Tat eine halbe Deutsche von der Mutter her.

„Ich kann Sie doch ansehn!" murrte Martina.

Die Lavinia gähnte. „Du bist dumm!" Sie rieb sich, und schnurrte zwischen ihren Katzenfreun-

binnen, als ob Martina gar nicht anwesend wäre; dabei beobachtete sie das Kind unausgesetzt.

„Ist es wahr, daß du Verse machst, Martina?“ fragte die Große.

Martina errötete. Sie war äußerst empfindlich in dem Punkt; wenn sie an ihre Hefte bei der Äbtissin dachte, wurde sie dunkelrot vor Scham. Sie überlegte oft, wie sie sie wohl wiederholen und vernichten könnte, — ob man etwa des Nachts einbrach oder das Stift anstecke.

„Ich mache sie nur für mich,“ sagte sie.

„Aber mir zeigst du sie!“ lachte die Lavinia sieghaft.

Martina durchzitterte dies Lächeln, daß sie ihre Hucklage aufgeben mußte. Sie stand ganz gerade, wie ein kleiner Soldat, der die Todeswunde empfangen muß.

„Mir zeigst du sie doch?“ wiederholte die Lavinia mit demselben überlegenen und spöttischen Lächeln. Sie streckte die Hand aus, während die andere im Fell der Katze versenkt blieb.

Martina war gleich ganz willenlos. Ihre Knie knickten ein.

„Ja, wenn Sie sie wollen!“ sagte sie einfach.

Sie lief, wühlte das schwarze Heft unter den anderen Büchern und Sachen im Fach hervor. Es waren da schon mehr Schätze von der Lavinia, ein Diktatheft, das sie durchkorrigiert hatte, ein dürrer Strauß, den sie einmal fortgeworfen. Martina dachte oft darüber nach, wie es möglich sein könnte, eine Locke von ihr zu erlangen. Während sie schlief, oder wenn man sie bat?

Die Lavinia lag, blinzelte noch ebenso gegen die Sonne, als Martina wieder ankam. Martina legte das Heft auf ihren Schoß und hütete sich sorgsam, die Italienerin dabei anzurühren, weil sie wußte, daß sie sonst zittern, ganz und gar vergehn mußte. Durch ihren Körper gingen Schläge, als sollte er ganz ausgerenkt werden, wachsen oder sich verändern; sie wußte nicht, was geschehen würde. Nach ihrer Gewohnheit schob sie ein Pfeifenkrautästchen in den Mund und stand stockstill.

Sie hörte ihren Atem gar nicht mehr; tatsächlich atmete sie nicht. — Die Lavinia lachte. „Wie du drollig bist, Martina! das ist doch nun drollig!“

Aber Martina war ein Klotz. Sie war ganz versteinert, ihre Glieder fielen wie Bleiklumpen an ihr herab.

„Komm mal her, Martina!“ gebot die Lavinia.

Martina kam auch.

„Sieh mich mal an!“

Das konnte Martina nicht. Sie ſchüttelte nur den Kopf, ihr Fuß ſcharrte ungeſchickt auf dem Fußboden. „Warum kannſt du mich nicht anſehen? Warum ſiehſt du mich nie an?“

„Ich liebe Sie,“ ſagte das Kind ſehr leiſe, doch ſo deutlich, daß es unter dem Schall zuckte.

„Aber du ſchwärmſt doch gar nicht für mich wie die anderen, wie Hanne und Grete oder Meta?“

Martina warf einen ſo flehenden Blick auf die Italienerin, nicht in dieſer Läſterung fortzufahren, daß dieſe tatſächlich aufhörte.

„Ich bete Sie an!“ ſagte Martina.

Die andere liebkoſte ihr leicht die Haare.

„Stiftchen!“

Da warf ſich das Kind über ſie und küßte ſie auf die Lippen. Martina küßte ſie faſt auf die Zähne, weil Lavinia immer die Lippen halbgeöffnet hielt, und ihr Mund war ſo glühend heiß, daß es war, als ob ſie die andere biſſe.

„Pfui!“ ſchalt die Lavinia, die Zärtlichkeiten ſehr abhold war, und ſchlug die Kleine ins Geſicht. „Was du für eine Katze biſt! Kleine wilde Katze!“

„Ich bin keine Katze,“ ſagte Martina, unter ihrem Griff zappelnd, der Schlag von der Hand der Italienerin ſtand violett über ihrem ganz fahlen Geſicht: „Ich liebe Sie! — Ich liebe Sie! — Sie ſind ſchön! Sie haben eine Naſe wie Cäſar oder Napoleon. Sie haben hochmütige Lippen und ſo wunderbare, kurze, krauſe Haare über einer Rille im Nacken! Sie haben ſchmale braune Hände wie Fiſche. Sie ſind ſo braun und ſo ſchwarz, Ihre Augen ſind wie Lichtſeen mit goldenen Tiefen, in denen man ertrinkt. — Ich ſterbe vor Liebe und kann nicht leben, wenn Sie mich nicht wieder lieben!“

Die Italienerin hatte ſich nun doch aufgeſetzt, und die Katzen abgeſchüttelt. „Das iſt ja eine Erklärung in allen Formen!“ ſagte ſie. „Pfui! was redeſt du da? Ich hab dich gar nicht lieb, ich mag dich nicht.“

Martina hatte ſich wieder über ſie geworfen, Lavinia hielt das Kind in den Handgelenken feſt, ſtemmte ihre ganze überlegene Kraft gegen den

ſtarken, ſich bäumenden und ſträubenden Körper des Kindes.

„Ich mag dich nicht! Was willſt du mir tun?“

„Ich wollte Sie beißen,“ ſagte Martina hilflos, und die Tränen liefen über ihr ſehr klares, feines Geſicht. „Ich dachte, daß ich Sie in die Kehle beißen müßte. Weil ich ſterben muß. Und Sie ſollen ſterben.“

„Sie ſollen ſterben!“ rief ſie heftig, faſt ſchreiend. „Ich will den Teufel bitten, will ihm meine Seele verſchreiben, daß er Sie tötet. Ich will in die Hölle kommen, wenn Sie nur ſterben!“

Die Lavinia hatte ſich ganz von ihrer Überraſchung erholt, ſie war jetzt vollkommen Herrin der Lage.

„Pfui!“ ſchalt ſie. „Was für ein heftiges und böſes Kind biſt du! Du biſt nicht die Spur lieb oder nett. Ich mag dich nicht, und du ſollſt nicht bei mir bleiben. Geh und ſuche Aurelie! Aurelie ſoll zu mir ins Leſezimmer kommen.“

„Ich hole Aurelie nicht,“ erklärte Martina trotzig.

„Jetzt gerade holſt du ſie! Sag Aurelie, ich wartete hier auf ſie, und du kommſt wieder mit

und benimmst dich manierlich. Kleine, wilde Katze du! Kleines Tier!" Sie schüttelte das Kind, aber in ihrer Stimme klang verhaltenes Lachen, eine Liebkosung.

„Ich liebe Sie so sehr!" sagte Martina flehend. „Sie müssen gut zu mir sein."

„Weil du mich totbeißen willst!"

„Nicht deswegen. Das ist Haß. Im Grunde liebe ich Sie ja doch, ich stürbe zehnmal für Sie! Ich wäre selig, wenn ich für Sie sterben dürfte."

„Na, dann ist's ja gut," sagte die Lavinia gleichmütig. „Du kannst mit Aurelie bei mir sitzen und mir die Zeit vertreiben."

Seitdem bildete Martina mit Aurelie Schatten und Schleppe der Lavinia. Sie hatte Aurelie vorher verachtet, weil sie Plebs und eine der Führerinnen in der Revolution gegen den Gral war; sie wußte, daß das Mädchen sie gleichfalls haßte. Sie waren jetzt beide nur noch Wandelsterne ihrer allgebietenden Sonne.

Der Spatz machte nach seiner Weise Pasquille und Spottgedichte über Martinas fleischliche Schwachheit, die ganze Klasse spottete. Es focht das hoch-

mütige Kind gar nicht mehr an. Sie war stolz, für ihren Abgott Beleidigungen zu ertragen, sie gebot sich selbst immer nur: Bleibe ruhig, sie sollen nicht sehen, daß sie dich treffen.

Der Zauberglanz, den Lavinias erstes Auftreten um sie gewoben, war gewichen: man erkannte ihren vollkommen selbstsüchtigen und indolenten Charakter, außerdem war sie schmutzig, unordentlich und gefräßig.

Ihre Feinde nahmen die Verfolgung mit Nachdruck auf. Fräulein von Kellenhusen trieb alle Schwärmeransammlungen unnachsichtig auseinander, versprach Tadel und Strafarbeiten für jede Nichtachtung. Lavinia sollte italienisch sprechen und sich selbst bedienen.

Am widerwärtigsten war die Italienerin der Hautefort. Dieser Widerwille erstreckte sich auch auf Martina, die in den Machtbereich der Stiftsdame fiel. „Martina paß auf! Schlafe nicht! Sitz gerade! Rühre dich!" ging es den ganzen Tag, immer im rauhesten, verächtlichsten Ton, der aber keinen Eindruck machte. Ihre Liebe füllte Martina ganz aus, sie tat notdürftig, wie im Halbschlaf, ihre Pflicht. Es hätte ihr ebenso wenig Eindruck gemacht, wenn

man sie geschlagen oder eingesperrt hätte. Die ganze Welt, all ihre früheren Hoffnungen und Pläne waren einfach tot.

Der Spatz kniff sie braun und blau am Arm; sie spürte es gar nicht. Er verglich sie den schwelgerischen Karthagern in Capua, mit Herkules am Spinnrocken, Martina lächelte matt und schwermütig. Eines Tages prangte an der Wandtafel mit Kreide angemalt die schöne Römerin in einer Eselsequipage, jeder Esel trug vorn ein großes Herz von einem Pfeil durchbohrt, die zwei Esel waren Aurelie und Martina.

Sie vertrug sich brüderlich mit Aurelie, ihrer Mitsklavin, um Dienste, die sie der Herrscherin leisten durften. Diese holte sich kein Tuch oder Buch, spitzte keinen Bleistift, liniierte kein Heft. Sie sagte dann einfach: „Martina, oder Aurelie, bitte!"

Die Haarlocke verweigerte sie Martina, die Schwärmer durften sie nie küssen oder du nennen.

Selbst mit der Grosse, ihrer Feindin, mußte sich Martina unter diesem Joch vertragen. Martina hatte eins der üblichen Scharmützel mit der Lehrerin gehabt, um einen kreidegefüllten Tafelschwamm, den die Schülerin nicht zu liefern hatte. Nun bestand

Lavinia darauf, daß Martina hingehn und um Verzeihung bitten sollte.

Gegen diese Gepflogenheit, ein Steckenpferd der Äbtissin aus ihren Jugendtagen bei der Brüdergemeinde unter pietistischen Einflüssen, hatte Martina in allen ihren Klassen angekämpft. Es galt förmlich für unehrenhaft, um Verzeihung zu bitten, noch dazu für eine offensichtige Ungerechtigkeit. Die Lavinia erklärte, sie sähe Martina nicht an, spräche kein Wort mit ihr und ließe sich keinen Dienst von ihr erweisen, bis das Kind ihrer Feindin abgebeten habe.

Die Grosse war ungroßmütig, nichts weniger als gerührt, über die widerwillig und mürrisch angebrachte Entschuldigung. „Das ist ja gut, daß du endlich einsiehst, wie unartig du bist!“ sagte sie. „Zeit ist's.“

„Ich sehe es gar nicht ein,“ sagte Martina.

„Na, warum kommst du denn?“

Das Kind sagte nichts, die Grosse lachte mißtönig: „Scher dich nur weg! Ich bin froh, wenn ich dein trotziges Gesicht nicht sehe. — Was aus dir einmal werden soll, möchte ich wissen? Ganz zusammengesetzt aus Trotz und Widerspruchsgeist bist

du! Ja, du! Dich wird das Leben noch mal stramm wieder in die Schule nehmen!"

Martina dachte nie mehr an ein Leben außerhalb der Stiftsmauern. Sie lebte in einem gesteigerten Rauschzustand; dies mußte ein Ende nehmen, oder sie ging kaput daran! Trude Göckingk erzählte, daß die Lavinia schon in Berlin mit ihren eigenen Brüdern kokettiert hätte und Studentenumgang pflegte. Die Frau Geheimrat beglückwünschte sich, ihren Schützling auf so billige Weise losgeworden zu sein; sie gehörte zu den rührigen Damen, die gern andere die Preise für ihre Guttaten bezahlen lassen. Auch der Pastor sollte der Lavinia den Hof machen.

Manchmal haßte Martina die Lavinia ganz reinlich. Sie sagte sich, daß sie gewöhnlich, daß sie grob war, auch ihre Schönheit war grob effektvoll. Hinter dem Lichtmeer ihrer Augen barg sich gar nichts. Die Italienerin regierte sie durch einen rein körperlichen Zwang, wie einen störrischen Maulesel. Sie, Martina, mußte behext sein! Aber ihre eigene Schlechtigkeit und Unfähigkeit war schuld, daß sie sich behexen ließ.

Es zog sie dann zu Fräulein von Hautefort,

weil dieſe die ſtrengſten Anſichten hatte, die würde ſie am meiſten verachten! Verachtung, harte Worte brauchte ſie.

Sie bekam genug zu hören. Der Bann der Lavinia war noch immer über ihr, panzerte ſie gegen jede Scham und Einſicht.

Sie verfiel ſelbſt körperlich. Der alte Sanitätsrat, der unweigerlich Gurgelwaſſer oder Eiſen verſchrieb, ſah ſie durch mißbilligend zwinkernde Brillenaugen an, als ſie ihm vorgeführt wurde. Martina ſollte Eiſen nehmen.

Nach und nach begann ein Gerücht umzugehen, daß die Lavinia mit Aureliens Bruder, Karl Thaler, verlobt ſei. Der junge Mann war Ingenieur in den Hüttenwerken, vierſchrötig, mit einem roten Geſicht, Martina hatte ihn bei Schulfeierlichkeiten gelegentlich geſehen.

Das kam ihr unbeſchreiblich, ganz und gar unwürdig vor. Karl Thaler war für ſie ein Arbeiter, ein plumper Faun.

Karl Thaler — der war lächerlich! der brach den Zauber vollkommen.

Lavinia ſiedelte zum Frühjahr, als Geſellſchafterin hieß es, zu Thalers über. Gräfin Molsheim

gab die Ausstattung, das junge Paar würde nach Rheydt heiraten.

Einmal kam sie noch wieder zum Brautbesuch, mit Bräutigam. Sie trug ein bürgerliches, graues Kleid mit einem ehrbaren Hut, der ihr schlecht stand, sah knochig und angemästet aus. Karl Thaler hatte einen braunen Überzieher an zu steifem, runden Hut. Sie waren huldvoll zu Martina, sie mußte ihre Hand in seine breite Tatze legen und er schüttelte sie derb. „Große Ehre, Fräulein!“ — Er sagte wahrhaftig nur Fräulein! Die Stiftsdamen verwunderten sich lediglich, wie sich Lavinia mit Staubwischen und Kochen abfinden würde.

Das war eine Römerin von Rom und Martinas Ideal gewesen.

Martina war jetzt ein Backfisch und rückte in ein anderes Schlafzimmer auf, in den Goldfischteich.

Der Fischteich, neuerdings Goldfischteich, galt für das eleganteste Zimmer im ganzen Stift. Dort schliefen Irma von Theist, Cécile, Gräfin Lanner,

Emilie Bertuch, die Millionärstochter. Die herrschenden Gottheiten waren hier die Kellenhusen, die alles, was vornehm war, protegierte, und die Hautefort, weil sie ein aristokratisches Äußere besaß. Fräulein von Hautefort war Stubendame.

Hier vernahm Martina zuerst die Weisheit dieser Welt. Die vierzehn und fünfzehnjährigen jungen Damen hatten Spitzenhemden mit Schleifen, Kanten an ihren Hosen, seidene Unterröcke sogar und Chevreauxstiefelchen. Der Hauptsport bestand darin, sich zu frisieren und elegant zu sein.

Irma von Theist erörterte in unendlich langen Gesprächen mit Cécile ihre Chancen als arme Gräfin und Exzellenzentochter gegen Emilie Bertuch, die sie gesellschaftlich nicht für voll ansahn, ihrer Millionen wegen jedoch achteten. Die Millionärin war ein stilles, stumpfes, äußerst bescheidenes Kind, die wohl nie an ihr Geld dachte. Nur des Abends im Bett fragten sie die anderen: „Emilie, wie ist das bei euch? Habt ihr elektrisches Licht? Wieviel Diener und wieviel Pferde habt ihr? Nicht wahr, deine Schwester hat einen Grafen geheiratet?“ Das Mädchen gab ziemlich widerwillig kurzen Bescheid und schlief ein.

Irma wußte, man konnte nur einen Kavalleristen oder Juristen bei der Regierung heiraten, und Cécile erzählte von Anbetern ihrer erwachsenen Schwestern in Düsseldorf und von eigenen Courmachern.

Beide waren auffallend hübsche Mädchen, weiß und rosig, mit sehr gepflegtem Teint, mit Wespentaillen und polierten, mandelförmigen Fingernägeln. Trotzdem waren sie in beständiger Sorge, ob ihre Schönheit ihnen auch nützen würde ohne Geld. „Du hast's gut, Emilie!" sagten sie fortwährend, voll Neid; worauf Emilie brummte: „Laßt mich doch in Ruh! Ich weiß ja gar nicht, wie es mal sein wird, ob mich einer will."

„Oh, du mit deinem Geld!" rief Irma. „Alle Männer heiraten nach Geld! du kriegst zehn für einen!"

„Ihr seid doch viel hübscher!"

„Ja, aber wir haben nicht genug Geld. Unsere Väter müssen repräsentieren. Was nützt uns hohe Stellung, wenn man nachher verabschiedet wird, Hungerpoten saugt. Fräulein von Kellenhusens Vater war auch General."

„Puh! Ich denke es mir schrecklich, Stiftsdame

zu werden!“ rief Cécile, sich schüttelnd, „hier so zu verhutzeln, eine alte Jungfer sein! Gräßlich, Irma!“

„Warum wohl Fräulein von Hautefort nicht geheiratet hat? Sie ist doch so schön!“ Darüber zischelten sie. — „Welche Figur sie hat und welche Haltung! Ob sie sehr unglücklich ist, hier eingesperrt zu sitzen?“

Sicher mußte sie unglücklich sein!

„Du Irma, wen möchtest du heiraten?“

„Einen Dragoner von unserm Regiment, am liebsten den Prinzen Oldeck!“

„Ach Gott, einen Prinzen! Der Clamor Brodinsky zu Haus, Clemens Clamor von Sayernick-Brodinsky — er fährt einen entzückenden kleinen buggy, so hohe Räder,“ Irma zeigte bis an die Hängelampe, „Tandem!“

„Prinzen müssen reiche Mädchen heiraten,“ entschied Cécile, die noch klüger war als Irmgard. „Für uns kommen jüdische Barone und Geldfürsten in Betracht.“

„Du kannst ja Emiliens Bruder nehmen! Cécile Bertuch, geborene Gräfin Lanner. He, Emilie?“

„Die schläft schon!“

„Gott! ist sie glücklich, so viel Geld zu haben!“

Sie sprachen über Emilie Bertuchs Reichtum. „Sie weiß es gar nicht. Geld ist doch alles. Eine Villa kann man haben, Wagen mit Gummirädern, Diamanten!“ —

„Gräfin Carlein zu Hause hat einen Zobelmantel.“

Über diesen Stoßseufzern schliefen sie dann auch schließlich ein.

Martina war eine halbe Kleine in ihren Augen mit ihren dreizehn Jahren, wurde nicht voll genommen; übrigens kannte sie gar nichts, weder Düsseldorfer Ulanen noch Karlsruher Dragoner. Ihre Talente kamen im Fischteich gar nicht in Betracht.

Unterdessen hatte sich in Martinas Körper die Veränderung, die ihr Alter mit sich brachte, vollzogen. Sie wußte gar nichts darüber, sie ekelte und fürchtete sich aufs tiefste.

Irmgard und Cécile saßen auf dem Bett ihr gegenüber, flochten ihre Haare und bemerkten Martinas sonderbare Geniertheit. Trotzdem das Kind ihnen gleichgültig war, fiel alles Körperliche ihnen

sogleich auf, sie wußten Martinas Beine und Hüften, ihren Hals, sachverständig abzuschätzen.

„Was hast du denn?“ fragte Irmgard. Cécile stieß Irma an. Sie schwiegen auf einmal mucksmäuschenstill mitten aus ihrem Geplapper heraus und starrten Martina an, die dunkelrot geworden war und der man ansah, daß sie gleich in Tränen ausbrechen mußte.

Dann kicherten beide unisono und schnellten sich in ihren weißen Korsettchen empor über schwarzen Röcken, worin sie wie Tänzerinnen aussahen.

„Die ist ja noch ganz dumm!“ zischelte Irma.

Etwas ungeheuer Komisches mußte sie kitzeln, sie kniffen sich und quiekten in ihren Betten vor Vergnügen, daß sie sich schüttelten.

Martina lag die ganze Nacht in ihren Ängsten. Sie mußte leise weinen, um die andern nicht zu wecken, und verschluckte ihre Tränen, wenn sie bis an ihren Mund kamen. Sie fühlte sich entsetzlich elend und gedemütigt. Die Blicke von Cécile und Irmgard, die sie untersuchten, ließen feine Peitschenstriemen in einem feuchten, weichen, wie zerschmolzenen Fleisch, das nicht mehr ihr eigenes war, das

erſchauerte und fröſtelte vor Erregungen, die ihren Anſtoß nicht von Geiſtigem erhielten.

Die gutmütige Emilie Bertuch fand ſie den anderen Mittag hinter ihrem Waſchſchirm ſtehend. Das Kind war ganz ausgezogen und wuſch ſich mit kaltem Waſſer in Strömen.

„Was haſt du denn nur, Martina?“

Martina zitterte. Sie glaubte, ſie müßte jetzt ſterben, und daß ihr Tod die Folge irgend eines Makels, einer geheimen Scheußlichkeit ſei.

„Ja, das iſt doch etwas, was jetzt kommt. Du mußt ſo nicht ſtehn! Wir ſollen es immer zu Fräulein von Grieſinger ſagen, wenn es kommt. Das kommt bei allen,“ erklärte Emilie.

Martina ſchämte ſich gräßlich. Sie war immer die Stärkſte und Flinkſte geweſen, ihr Körper war ganz ohne Makel, ſie war gewohnt, daß er ihr vollkommen gehorchte.

Die kleine Grieſinger, die am Wäſcheſchrank Handtücher abzählte, machte ein wehmütiges Geſicht: „Ja, das iſt nun ſo, mein Kindchen, weil du jetzt bald vierzehn Jahre alt biſt. Du mußt dich ruhig halten, nicht rumſpringen und tollen! Ich gebe dir die Sachen. Es iſt gar nichts. Das iſt bei allen ſo.“

„Wozu ist es? Und warum?“

Das dünne, farblose Dämchen seufzte: „Ja, das ist so, Kind, das haben alle Frauen.“ Wozu wußte sie wohl selber nicht. Und Warum? danach hatte sie noch nie jemand gefragt. Sie seufzte wieder. — Jungen haben es also nicht, dachte Martina. Zum ersten Mal überkam sie diese Bitterkeit, der Neid des zurückgesetzten, in seinem Körper gezüchtigten Geschlechts. — „Jungen haben es nicht?“

„Ach, Kind, darüber mußt du nicht nachdenken. Man muß überhaupt an solche Sachen gar nicht denken. Das ist nicht hübsch.“

„Warum ist es häßlich?“

„Das sind unanständige Sachen.“ Die kleine Dame schloß mißbilligend ihren Schrank, schichtete zuvor mit Strenge die weißen, glatten, ganz gleichen Haufen und fuhr fort: „Ein nettes Kind spricht von so etwas nie.“

Die eintönige Formel machte Martina müde und traurig. Sie schlich umher. Niemand sprach mit ihr oder erkundigte sich nach ihrem Kummer. Sie dachte an die Tafeln im Konversationslexikon. Wozu? Das war wohl so.

Gleich fiel ihr der Fluch aus dem Paradiese ein: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und dein Verlangen soll nach deinem Mann sein.“

Warum fiel ihr der jetzt ein?

Die Kleinen waren Kinder, die gingen sie eben nichts mehr an. Die älteren Mädchen verband eine geheime Wissenschaft des Geschlechts, gegen die sie sich sträubte. Sie blieb einsam und gedemütigt. Wenn ihr kühnere und frohere Gedanken kamen, wies sie sich selbst in ihre Schranken zurück. Es war schon das Beste, zahm, wie Marie Andersen zu werden, sich in Demut zu beugen.

Nun, dachte sie, wie Gott will! Er wollte gar nichts, er zeigte ihr nie irgend einen Willen.

Nur über seine Strenge und Grausamkeit staunte sie. Es war grauenhaft, die Welt zu erschaffen, um sie zu plagen und zu züchtigen! Ein einziger Klageschrei der Kreatur stöhnte auf gegen seinen ehernen Himmel. Da thronte Er, immer unbewegt, nicht einmal gestatten wollte er, daß Lazarus die äußerste Spitze seines Fingers in Wasser tauchte, um des reichen Mannes brennende Zunge in der Hölle damit zu netzen.

Martina wandte sich mehr und mehr von diesem Gott. Sie haßte ihn, obgleich Er sehr stark war und sie seine schwere Hand auf sich fühlte. Nur die Erde draußen war ihr noch Freundin. Ein Strauß von aneinander gedrängten Apfelblüten oder Rotdornröschen konnte ihr Tränen ins Auge treiben. Der Wald war immer feierlich, die Sonne lachte. Alles Braune und Modrige bedeckte sich mit ganz kleinem Kuckucksklee, mit Anemonen, Leberblümchen und Wildveilchen.

Über den Wiesen lag goldener Schimmer. Sie trieben und prangten in unerhörter Pracht, Vergißmeinnicht mit feuchtblauen, tiefen Augen, zerschlitzte, faserfeine Federnelken, strotzend gelbe Sumpfdotterblumen und dicke rote Kleeköpfe, Knöteriche, weißes Gespinnst des Kälberkropfs, Arnika und ganz, ganz seltene, weiße, starkduftende Orchis, deren zarte Blüten wie Mücken oder Eintagsfliegen am hohen Stengel hingen.

Jedes Frühjahr schlugen alle Hecken neu aus, von den alten Kiefern stäubte der Samen.

Ihre Grübeleien machten sie verschlossen und gehässig. Keiner fragte Martina, was sie dachte. Zu gleicher Zeit stieg ihr Stolz ins Ungemessene,

daß sie ein so weites und grenzenlos freies Feld des Denkens ganz für sich allein beherrschte.

Das Geschlecht in ihr sollte nicht sein, es durfte sie nicht berühren, nicht das Freie und Adlige in ihr, was ihr Geisteseigentum darstellte.

Sie straffte sich gegen die rein körperliche Erschlaffung und versuchte, sich mit Verachtung über das Erbeben und Frösteln hinwegzusetzen, das sie unter dem Streicheln einer schmeichlerischen und versuchenden Hand fühlte.

Dieser Kampf erschöpfte sie in einer eigentümlichen Weise und war ihr Geheimnis, eine Kette oder ein Brandmal, das sie trug.

Unter den wilden Tieren in der Wüste wäre sie damit nicht einsamer gewesen. Die Erzieherinnen zankten über Extemporalienfehler oder um eine losgetrennte Stoßborte. Martina lernte Monologe aus Trauerspielen auswendig und verfolgte Malborough auf Kriegszügen.

Komische, kleine Schachfiguren schienen die Menschen auf einem großen Brett, das Europa hieß, worauf sie immerzu irgendwo die Köpfe aneinanderstießen.

Welchen Bezug hatte dies Tun auf das unterirdische und treibende Leben in ihr?

In ihre schwerfälligen und düsteren Träume klang das Geplapper der Backfische.

„Du, Irma, Puffärmel sind doch riesig schick! Ich trage sie mit Fischbeineinlage!“

„Ich trage ein siebenreifiges Armband!“ Die Bettelmünzen klingelten und klirrten.

„Du hast keine Augenbrauen, die muß man haben!“

„Ich habe sechsundfünfzig Zentimeter Taillenweite. Wenn ich nur einen guten Hals kriege! Hals und Schultern sind sehr wichtig.“

„Hör mal —“, sie kuschelten sich noch dichter zusammen, flüsterten und kicherten.

Ihr halb ersticktes, helles Kichern tat Martina weh.

Sie konnte sie nicht schlagen, wie sie ihre Feindinnen früher geschlagen hätte.

Sie hätten sie wieder nur erstaunt angesehn mit den hellen, klugen Augen, sie hätten wieder gekichert.

Der Spatz war aus den großen Ferien verändert zurückgekommen. Die Verwandten hatten vorgeschlagen, das Kind zu Haus zu behalten, aber Hanne begehrte ins Stift zurück.

„Da bin ich nun schon sieben Jahre, und ich hab dich, Martin!“ sagte sie.

Sie war noch winziger, spitziger und unkörperlicher als sonst. Trotzdem vollbrachte sie noch einen letzten Heldenstreich, sie wandte nämlich vom Stift die Gefahr ab, die in Isolde Karfunkelstein drohte.

Herr Karfunkelstein kam aus Frankfurt am Main, um seine Isolde anzumelden. Der Äbtissin stand es statutenmäßig nicht zu, Angehörige anderer Konfessionen abzuweisen, sie machte Herrn Karfunkelstein nur darauf aufmerksam, daß seine Tochter sich voraussichtlich im Stift nicht sonderlich wohl fühlen würde. Herr Karfunkelstein schlug die Bedenken der Gräfin sieghaft nieder, seine Isolde war ein gutes und ein kluges Kind! Sie würde sich sehr wohl fühlen, Emilie Bertuch und die Leiningenschen Töchter seien ja auch im Stift.

Isolde kam an, sie war rothaarig, freundlich und mild.

Die Äbtissin versammelte, Böses ahnend, selbst

die Klasse und empfahl allen, gegen Isolde freundlich und kameradschaftlich zu sein. „Ich hoffe, keine Klagen zu hören. Isolde ist eure Gefährtin, deren Fleiß und gute Führung ihr zu respektieren habt! Hanne, du besonders, sei artig und höflich!“

„Gewiß, Frau Äbtissin!“ sagte der Spatz mit dem frömmsten, vorschriftmäßigsten Gesicht.

Martina war über dies Ereignis so aufgeregt, daß sie Isolde vor der ganzen Klasse umarmte! „Isolde, ich achte dich!“ Isolde lächelte verlegen. Der Spatz sah unbewegt zu.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Fräulein Isolde Karfunkelstein?“ fragte der Spatz. „Hier ist ein Stuhl, Fräulein Isolde Karfunkelstein. — Schweig, Fips! Fräulein Isolde Karfunkelstein will sprechen! Was geruhten Sie zu bemerken, Fräulein Isolde Karfunkelstein?“

Isolde setzte sich verlegen, öffnete den Mund, schnappte, wollte etwas sagen: Warum nennst du mich nicht du? Das kann ich doch gar nicht beanspruchen! oder dergleichen.

„Mit wem befehlen Fräulein Isolde Karfunkelstein heut auf dem Spaziergang zu gehn?“ fragte der Spatz schon wieder. „Meta, Fips! Schämt euch.

Was soll Fräulein Isolde Karfunkelstein von eurer Erziehung denken? Bringt ihr einen Stuhl! Schlagt ihr Buch auf! Seht ihr nicht, daß Fräulein Isolde Karfunkelstein Watte in den Ohren trägt, also gegen Zug empfindlich sein könnte? Was für wundervolle, rote Haare Sie haben, Fräulein Isolde Karfunkelstein, das reine Sonnengold, Karfunkelsteine, Rubinen! Stammten Ihre Ahnen aus dem Feuerland, Fräulein Isolde Karfunkelstein, und heißt Ihr Herr Bruder auch Siegfried oder Tristan Karfunkelstein? Gewiß existiert noch eine kleine Chriemhild Karfunkelstein, und Sie werden Gunther und Gernot Karfunkelstein kennen? Ich, ich wäre auch für mein Leben gern ein Karfunkelstein! Wir sind nur Glas, elendes, billiges Fensterglas! Meta, bringe Fräulein Isolde Karfunkelstein ihre Hefte, und Fips, laß das Beingebammel sein, wenn Fräulein Isolde Karfunkelstein zusieht! Sie mag das Glockenläuten nicht."

„Oh doch," sagte Isolde schwach. „Wir gehen alle Sonntag in die Kirche."

„Meta! Fräulein Isolde Karfunkelstein möchte in die Kirche gehen! Fräulein Isolde Karfunkelstein, darf ich Ihnen vielleicht ein Gesangbuch leihen? Möchten Sie meinen Fußsack benutzen?"

„Und die Ohrenklappen?“ half Fips ein.

„Meinen Muff und mein Riechbüchschen!“ schrie die glückselige Mette.

„Oh Fräulein Isolde, lassen Sie uns Sie mit Liebe umgeben! Wir werden Sie auf Händen tragen! Sagen Sie selbst, ob wir nicht höflich und freundlich sind, Fräulein Isolde Karfunkelstein?“

Im Schlafzimmer nahm die Komödie ihren Fortgang. „Fräulein Isolde Karfunkelstein will sich ausziehn!“ meldete Hanne mit schallender Stimme. „Meta! halte Fräulein Isolde Karfunkelstein einen Leuchter! Fips, knöpfe Fräulein Isolde Karfunkelsteins Stiefel auf! Wirst du wohl nicht kneifen, Esel! Ah, Fräulein Isolde Karfunkelstein, was haben Sie für einen exquisiten Unterrock, Primaware, an! Ist das Seidenbrokat, vierzehn Mark der Meter?“

„Nur Wollatlas,“ stammelte Isolde.

„Wenn Sie ihn tragen, wird er zu Atlas! Wie könnte ein Fräulein Isolde Karfunkelstein Wollatlas tragen? Einen Edelstein faßt man doch nur in echtes Gold, nicht wahr, Fräulein Isolde Karfunkelstein?“

Sie boten dem Schlachtopfer von rechts und links mit Verbeugungen die Schüsseln an: „Fräu-

lein Isolde Karfunkelstein will essen! Geh, Fips, störe nicht das Diner von Fräulein Isolde Karfunkelstein mit deinem ordinären Käuen! Fräulein Isolde Karfunkelstein und Seine Majestät speisen.“

Hanne hätte die Isolde noch zur Königin von Saba erhöht, ja, sie ging mit dem Plan um, sie Majestät zu nennen. Isolde saß rot und verlegen, der aufdringlich geschäftigen Zärtlichkeit gegenüber vollkommen machtlos; wäre sie in Tränen ausgebrochen, so hätte Hanne gerufen, ‚Fräulein Isolde Karfunkelstein heult. Bringe dein Taschentuch, Meta!‘

Nach vierzehn Tagen erschien Vater Karfunkelstein wieder, er hätte sich die Sache überlegt, seine Isolde sollte in eine sehr feine Pension in Baden-Baden kommen. Es wären Prinzessinnen und Gräfinnen dort und alles katholisch!

Hanne winkte dem abfahrenden Zug mit ihrer Kohorte vom Rütli nach. Sie konnte sich gar nicht genug tun im Dienern und Winken: „Adieu, Fräulein Isolde Karfunkelstein! Auf Wiedersehen bei Hofe, Majestät Karfunkelstein!“

Die Äbtissin schüttelte den Kopf. Einige der Damen lachten offenherzig. Die Flieb war empört,

Isolde war ein sehr artiges Kind; das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Hanne blieb dabei, daß sie tadellos höflich gewesen war. Konnte irgend jemand etwas anderes sagen? Sie forderte die Welt dazu heraus.

„Das ist doch eine Grausamkeit!“ sagte Martina. „Das arme Ding!“

„Wir sind arm, die ist reich,“ sagte Hanne ungerührt. „Sie heiratet ja wahrscheinlich auch noch mal einen Grafen, und du kannst bei ihren Kindern Gouvernante werden. Dann bin ich längst tot.“

„Sag' doch nicht so was Schreckliches, Hanne!“

„Gar nicht schrecklich! Mama ist tot, Papa ist tot und meine Schwester Elsie. Ich leb doch nicht mehr lang. Wozu auch?“

Der Spatz folgte noch dem Unterricht, verübte auch die alten Teufeleien, aber irgendwie wirkte selbst sein Witz melancholisch, man konnte Hanne um ihre Streiche nicht böse sein, wie einem kranken Clown.

Meta und Fips tobten, rasten durch die Korridore, schaukelten sich mit eingehakten Füßen in den zum Anfassen bestimmten Lederringen. All das konnte der Spatz schon nicht mehr. Aber er sah voll spartanischen Heldenmuts zu: „Das war doch fein,

daß die Jungen ſich Schilf aus dem Eurotas ſchneiden mußten für ihre Lagerſtätten," ſagte er zu Martina. „Und der mit dem Fuchs unterm Mantel, der gefällt mir! — Ich hab auch meinen Fuchs."

„Haſt du denn Schmerzen?" fragte Martina beſorgt.

„Ach, Schmerzen! Du haſt wohl manchmal jetzt Schmerzen, Martin? Ich hab keine, ich hab auch keine Freude."

„Spätzlein, du warſt doch ſo munter ſonſt?"

Der Spatz, was unerhört war, ließ ſich jetzt ſogar liebkoſen. Martina konnte ihn auf den Schoß nehmen wie ein krankes Äffchen, er legte die Arme um ihren Hals und blieb da eingekuſchelt. „Ja, das war doch ſchön, Martin, als wir ſtöberten und die Orgie feierten! Einmal möchte ich noch ein Femgericht abhalten. Nachher wird die gute, alte Sitte doch verloren gehn. — Die Roſa iſt ein feiges und verlogenes Ding. Man müßte ſie prellen."

„Laß ſie doch, Spätzlein! Du beſſerſt ſie doch nicht!" Martina war ein wenig verlegen, weil ſie an die Szene im Kämmerchen dachte.

„Sie ſoll nur fühlen, daß wir ſie verachten," ſagte der Spatz.

Der Spatz bedeutete einige Zeit darauf Martina in geheimnisvollen Worten, daß das Femgericht stattgefunden hatte. Im Musikzimmer um zwölf Uhr nachts. Der Spatz hätte die Kirche vorgezogen. Eine alte Sage ging, daß in vorhistorischen, mächtigen Zeiten im Stift die Sitzungen des Geheimen Gerichts unter den Großen in der Kirche stattgefunden hatten. Ein Brief der Äbtissin war in unaufgeklärter Weise verloren gegangen, jede Einzelne in der Klasse wußte, wer den Brief genommen hatte, und alle Vierzehn trugen schweigend Tadel und Ferienverkürzung.

Die Existenz dieser Erna Delisius, der Verfemten unter ihren Gefährtinnen, war Martina immer ein schauriges Rätsel gewesen. Sie war heute tot.

Rosa Gierch schlich verheult umher; sie hatte rote Ränder um die Augen und liebte es, mit demselben zweideutigen, spöttischen Lächeln die andern an sich zu locken. Sie blieb mit ihrer Schwester stets gemieden, eine schwer zu bestimmende Nichtachtung haftete ihnen an.

Immer saß der Spatz noch auf seinem Platz in der Klasse, er lag vielmehr. Es geschah das Un-

glaubliche, daß ein Korbſeſſel mit Kiſſen für Hanne gebracht wurde. Sie antwortete noch in der Reihe, lachte über ſehr dumme Antworten, und manchmal hörte ſie auch die Frage gar nicht mehr, ſaß ganz ſtill und ſtarrte geradeaus. Was ſahen die ſcharfen beweglichen Augen, in denen ein weltentrückter Schimmer blieb, wenn es um den großen, ausdrucksvollen Mund ſarkaſtiſch zuckte?

Zum Spatz war jetzt jeder nett. Die Groſſe hielt im Reifen an, um zu fragen, wie es Hanne ging, und zupfte Fips ein bischen minder kräftig am Ohr. Der arme, treue Fips machte, ohne Hannes Leitung, die größten Dummheiten. Er und Meta wurden beſtändig ertappt, nicht mal einen Krautkuſt konnten ſie noch mit Eleganz bergen, zu guter Letzt verrieten ſie ſich noch ſicher durch die Schmiere im Geſicht. Die Spätäpfelbäume im Garten wurden geplündert. Keiner hatte ein Stichwort ausgegeben, der Spatz, der von Fräulein von Hauteforts Zimmer aus zuſah, hatte plötzlich alle Äpfel ſämtlicher vier Bäume um ſich. Es war wohl nicht einer in irgend einer Taſche zurückgeblieben, kaum in Roſas! Der Spatz wog die Früchte melancholiſch in den kleinen, dünnen Händen, dann verteilte er alle wieder. Er

hatte eine Decke über ſich, das ſchmale Oberkörperchen war gar nichts mehr, beſtand aus Bluſenfalten!

Ein ſo krankes Kind behält man nicht in einer Anſtalt! man muß es wenigſtens iſolieren! ſagten einige. Der Spatz ſchwand ohne Häßlichkeit und auffallende Veränderung dahin; Auszehrung ſagte man ſpäter, aber Tuberkeln ſollten ſich erſt zu allerletzt gebildet haben infolge von Bruſtfellentzündung. Das Kind war zu lebhaft für ein Krankenzimmer. — „Ich bin nicht anſteckend," ſagte es einmal zu Martina.

„Oh, Spätzlein, und wenn du's wärſt!" rief Martina traurig.

„Weine doch nicht!" ſagte der Spatz. „Einmal noch möchte ich wohl den Apfelbaum blühen ſehen, den großen vor der Kirche, weißt du noch?" Er beruhigte ſich bald. „Als Spatz baue ich mir mein Neſt drin, zwitſchere da alle Tage."

„Aber Spätzlein! du wirſt doch kein Spatz"

„Doch gerade. Das möcht' ich werden! Ich denke mir, die Seele ſtirbt doch nicht. Meine Seele möchte ein Spatz ſein, grad ſo ein frecher, grauer, unnützer Spatz!"

Martina wurde doch betreten über dieſe Aus-

ſicht. Sie dachte an den Himmel. Wirklich gehörte der Spatz nicht recht hinein, ebenſo wie die zwei jungen Grafen Molsheim, wie faſt alle netteren Leute, die Martina kannte. Sie ſchlug einen Ausweg vor: „Du kommſt vielleicht auf den Mond.“

„Nein, nein! Ich werde ein Spatz!“

Dann lag der Spatz doch feſt im Krankenhauſe, neben der Kirche. Ein großes Bett war dicht ans Fenſter gerückt, neben ſeinen Apfelbaum. Meta und Fips kamen regelmäßig, über Tadel und Klaſſenneuigkeiten berichten. Jeden Nachmittag von vier bis fünf kam Martina. Gräfin Molsheim ſtieg des Morgens und Abends durch den Schnee; zu den vielen Falten in ihrem Geſicht entſtanden neue. „Abt iſt doch ein guter Geſell trotz ſeines Jähzorns,“ ſagte der Spatz. „Er erhält ſie geſund.“

Erſt war eine Diakoniſſin da, die ſich mit Fräulein von Grieſinger ablöſte. Dann hieß es, Grieschen ſollte ganz für Hannes Pflege aus dem Verband des Hauſes für die Zeit abgelöſt werden.

Die kleine Stiftsdame vervielfältigte ſich in rührender Zärtlichkeit.

„Möchteſt du das, mein Herzchen?“ fragte ſie.

„Ißest du gern ein Täubchen heut? Soll ich dir ein Ei mit Zucker einschlagen?“

Der Spatz hatte Tokaier und Schinkenbrote. Er schob sie beiseit für Meta und Fips. Die fraßen sie. Obgleich sie manchmal dabei heulten, fraßen sie doch!

„Soll ich dir etwas vorlesen?“ fragte das Dämchen. Sie besaß altmodische, frömmelnde, kleine Bücher, zumeist englische von guten Kindern, die viel Leiden auszustehn hatten, die las sie mit einem dünnen, eintönigen Stimmchen.

Der Spatz sagte nach einiger Zeit: „Ich höre lieber Martin. — Es strengt Sie auch an.“

„Es strengt mich nicht an, Herzblatt! Aber Martina weiß vielleicht besser, was dir gefällt.“

„Ich habe Sie auch sehr gern,“ sagte der Spatz reuig.

„Ja, Kindchen.“ Das alte Fräulein faltete friedfertig ihre Blättchen. „Martina ist jung!“

Martina kam mit ihren heimlichen Heftchen und Albums, daraus las sie in dem stillen Zimmer, wo der Ofen glühte und die Lampe hinter verhangenen Fenstern brannte.

Der Spatz hörte zu.

Das Bett und die beiden Kinder bildeten eine Lichtinsel, aus den Ecken und von der hohen Decke krochen die Schatten. Wenn Martina weg ging, hörte sie ihre Schritte hallen und dröhnen.

Martina war jung. Das Mädchen entwickelte sich jetzt wundervoll. Sie fühlte förmlich sich wachsen und stark werden. Wenn sie die Arme des Morgens hob, freute sie sich über ihre Stärke und Glätte. Ihre Haare waren schwer, falb mit Silberlichtern wie eine Mähne, sie schüttelte sie gern, daß sie flogen. Ihre Augen tranken Farbe und Formen ein, und von ihren Lippen strömte das Leben aus.

„Das ist ein Prachtmädel!“ sagte der alte Sanitätsrat wohlwollend, wenn er Hanne besucht hatte. „Schade, daß die kein Bub ist!“

„Sie wird auch ein sittsames und braves Mädchen werden,“ sagte die Äbtissin begütigend.

Über die glühende Wildheit in Martinas Augen zog eine Wolke. Wie im Frühlingshimmel wechselten dort Licht und Schatten beständig, niemals herrschte Ruhe. Sie drückte sich in das Türdunkel, beschämt über den Verrat der allzu offenen Spiegel.

Der alte Doktor machte Späßchen mit dem Spatz, der ihn gern hatte.

„Wir nehmen ja schon wieder zu! Bald werden wir aufstehn und springen!“ sagte er.

Er gehörte zur alten Schule der Ärzte, er hielt den Tod für des sterblichen Menschen Schwerstes; hier starb ein Kind.

Gräfin Molsheim überstand einen inneren Kampf. Es war wahrscheinlich, daß Hanne sterben mußte, daß nach menschlichem Ermessen Genesung ausgeschlossen war, Gott allein konnte helfen. Er würde helfen!

So sprach auch sie stets von Hannes Genesung.

„Du mußt nur schön zum lieben Gott beten, kleine Johanne! Ich bete auch jeden Tag, und Er erhört die Seinen.“

Hanne nickte zurück auf das traurige Nicken ihres traurigen, alten Gesichts. Als die Gräfin gegangen war, seufzte sie leicht; es war, als sagte sie hinter ihr her: Heilige Einfalt!

Ihre Hauptfreude waren die Besuche des Pastors. Hanne hätte diesen Winter mit dem Konfirmandenunterricht anfangen sollen, so kam Melchior Baumann zu ihr.

Er war ein thüringer Bauernjunge gewesen und hatte ein weiches Herz in einem gesunden und starken Körper. Das lehrte ihn, hier weniger der Pfarrer sein als ein junger, frischer Freund.

„Nun, Hanne!“ erzählte er. „Heut ist schöner Sonnenschein, der Schnee knirschte unter den Füßen. Alle Bäume in der Allee stehn bereift. Oh, das mußt du sehen!“

Er schob das Bett gegen das Fenster. Spielend führte er das Kraftstück aus, sie sah ihm schweigsam und glücklich zu.

„Sieh mal, Hanne, in meiner Heimat ist das noch so wie zu Luthers Zeiten, daß die Kurrendejungen rumziehn und singen. Ich war auch so ein armer, erfrorener Bub und hatte einen strengen Vater. — Als Student hab ich an Freitischen essen müssen. Das schadet nicht. Man wird auch dabei gesund und stark, wenn das Gewissen nur rein bleibt. Man muß sich ehrlich und körperlich gesund halten! Die das nicht tun, sind unglückliche Menschen.“

„Ja,“ sagte Hanne und dachte daran, daß sie ihre Krankheit wohl ererbt hatte, schon mit ungenügender Lebenskraft ins Leben eingetreten war. — Wichtig war das ja auch nicht!

Er erzählte mit großer Lebhaftigkeit von Schneeschuhlaufen und Winterfahrten auf dem Brocken. Im Pastorat fütterte er die Rotkehlchen, die kleinen Kerle kamen immer, pickten an die Scheiben.

Manchmal spielte er Tänze und Märsche, oder sang Studentenlieder an Fräulein von Griesingers Klavier.

Das kleine, alte Fräulein trippelte auf und ab dazu und freute sich, daß Hanne glücklich war.

Er brachte Hanne Photographien seiner Eltern und Geschwister. Die alte Kantorsfrau trug ein weißes Mützchen über einem gutmütigen, sorgenvollen Muttergesicht; der Sohn schickte ihnen noch regelmäßig Unterstützungen.

Hanne sah es lange an.

„Das ist ein gutes Gesicht!“ sagte sie, und strich zugleich über ihr eigenes winzig kleines. „So viel Runzeln, — die werd' ich nie haben!“

Fräulein von Hautefort kam auch oft. Sie tadelte, daß Hanne weder Bibel noch Gesangbuch hatte, gab ihr ein Vorbereitungsbuch für Kommunikantinnen und Zehn Fragen an einen Christenmenschen. Einmal brachte sie auch ein Kruzifix für Hanne und einen gemalten Spruch: Ich weiß, daß mein

Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde aufwecken.

Die Stiftsdame befand sich in großer Erregung. Jedesmal, wenn sie den Geistlichen traf, fragte sie ihn: „Haben Sie es ihr gesagt?“

Melchior Baumann schüttelte jedes Mal den Kopf.

Am letzten Sonntag vor Advent wurde noch einmal das heilige Abendmahl genommen. Alle kamen nachher Hanne besuchen, die Großen in ihren schwarzen Kleidern, und die Kleinen, die das lange Stillsitzen in der Kirche ungeduldig und dalbrig gemacht hatte. Die Damen traten alle einzeln bei ihr ein, zuletzt kam der Pastor im Talar.

Fräulein von Ortlieb scherzte über Hannes alte Streiche. Sie lachte laut und herzlich, daß ihre breiten Pferdezähne bloß lagen; die Erinnerung tat dem Spatz wohl. Fräulein von Kellenhusen sprach freundlich und bemühte sich sanft zu sein.

Fräulein von Hautefort wartete. Der Geistliche sprach nur von weltlichen Dingen, von einer Reise nach Amerika, die er mal gemacht hatte.

Fräulein von Hautefort wartete die ganze Zeit.

Gräfin Molsheim kam. Sie war recht getröstet

durch ihr Gebet. Gott konnte helfen, wenn es für Hanne und für alle gut war. Sonst nahm Er eben sein Kind zu sich. „Wollen wir zusammen beten, Hanne?“ sagte sie freundlich. „Es ist mir ein rechtes Herzensbedürfnis.“

Die Äbtissin kniete, auch Hanne faltete die Hände. Der Geistliche mit seiner jungen, starken Stimme sprach das Vaterunser.

Fräulein von Hautefort betete mit großer Inbrunst und verharrte noch eine Weile auf den Knien im Gebet, nachdem die andern geendet hatten.

„Morgen komme ich wieder, Hanne! Dann bringe ich dir Ansichten mit,“ sagte der Pastor. „Da ist's schön! Weite Wälder und große Ströme.“

„Hanne schläft jetzt, und gewiß ist sie schon zu Weihnachten besser,“ sagte die Äbtissin. „Unser Kind fehlt uns sonst zu sehr unter dem Christbaum. Wir alle wollen den lieben Gott recht darum bitten. Auch du, Martina, bitte für deine kleine Freundin!“

Sie kehrte von der Tür noch einmal zurück, strich mit der Hand über Hannes Kopf und sagte: „Bete, Johanna, bete! Gott lebt. Gott hört.“

Sie entfernte sich immerfort nickend, doch sehr bestärkt in ihrer Zuversicht. Fräulein von Haute-

fort, die der Äbtiſſin die Tür offen gehalten, ſchloß ſich an. Auch Paſtor Baumann ging nun. Der Spatz lächelte ein wenig: „Das iſt nichts für uns zwei, Martina! Was ſoll ich beten? Gott iſt ja gar nicht da.“

„Aber Hanne,“ ſagte Martina betreten. Sie hegte oft ähnliche Zweifel. Der Spatz ſprach die äußerſte Schlußfolgerung ihres Unglaubens ganz ruhig als eine Tatſache aus.

„Haſt du ihn je geſehn?“ fragte Hanne. „Wenn ich ihn jetzt rufe, kommt er? Hätte er uns krank und elend gemacht, wenn er helfen könnte? Sie ſagen, es kommt kein Spatz um, — viele kommen um. Ich habe oft tote geſehn, aus dem Neſt gefallene, kleine, nackte. Warum fielen ſie? Warum ſterben kleine Kinder, die keine Sünde begangen haben? Und Tiere werden gequält. Warum gibt es Mücken und Läuſe? Auf den anderen Sternen allen wohnen auch Menſchen. Starb für die überall auch ein Sohn Gottes? Siehſt du, wenn ich das Kreuz anfaſſe und ihn anſehe und bete, was ich kann, — und will, ſo feſt, wie ich wollen kann, er hilft mir doch nicht, weil er nicht helfen kann. Er iſt tot, ein weißer Stein auf einem ſchwarzen. — Alles

das weiß ich ſeit lange, ich habe es immer gewußt. Darum hab ich die Spatzen gern, die Sonne, alles Stumme, Dumme! Die reden uns nicht ſo was Widerſinniges vor.“

„Die Äbtiſſin glaubt es doch und Fräulein von Hautefort und der Paſtor.“

Hanne lächelte: „Die Äbtiſſin glaubt, und Fräulein von Hautefort will glauben. Herrn Paſtor hab ich lieb, er iſt gut.“

„Ja, Hanne, er iſt doch aber Paſtor?“

„Das ſchadet nichts. Zu mir iſt er gut und macht Spaß mit mir. — Ich hab es gern, wie ſeine Haare vorn wieder zurück in die Stirn fallen, und er hat einen Geruch von Schnee und den Bäumen draußen. — Männer haben einen anderen Geruch als Frauen.“

„Ach, Hanne! Aber die Hölle und der Himmel, — wo kommt man denn hin?“

„In den Himmel mag ich gar nicht kommen,“ ſagte Hanne. „Was ſoll ich da? Oder Fips oder Mette? Die Hölle — — ich muß hier ſo lange Tage liegen, mein Rücken wird ganz wund, die Knochen treten an vielen Stellen heraus, Grieschen

gibt mir immer Watte und Puder. Meine Hände haben gar kein Blut mehr, ich ſehe das Licht deutlich durchſcheinen — was ſoll man denn an mir noch braten? Für was brate ich? Was habe ich getan?"

„Wir haben die Erbſünde," ſagte Martina leiſe.

„Wenn wir ſie haben, iſt ſie eine Ungerechtigkeit und Bosheit. Was kann ich dafür, daß Adam einen Apfel aß? Sicher —" hier lachte der alte Kobold Hanne, „hätte ich ihn auch geſtohlen, zwar nicht nur einen!"

„Möchteſt du einen Apfel?" forſchte Martina eifrig.

„Jetzt könnt' ich ruhig ins Paradies. Ich ſtehle keinen mehr!" ſagte Hanne.

Sie ſchob die ſchwarzen und blauen Büchelchen mit den Gold- und Silberkreuzen beiſeite.

„Lies mir von deinen Gedichten vor. Die höre ich am allerliebſten."

Nun wurde Martina ganz aufgeregt. Sie ſchrieb jetzt ein Drama: Danton.

„Und auf die ſtolzen Trümmer,
Auf die Ruinen jener alten Welt,

Auf all den Schutt von Himmel, Erd' und Hölle,
Pflanzt ich der Freiheit blutiges Panier,
Daß von der heil'gen Fahne Feuerschein,
Zum zweitenmal in einer neuen Schöpfung
Licht werde und der Sintflut graufe Nacht
Von der entsühnten Welt auf ewig flieht!"

Hanne in ihrem Bett hörte zu. Ihr Gesicht war das eines alten Mannes, mit der fest eingegrabenen Falte des Sarkasmus um den Mund und der spitz hervortretenden Nase.

„Martin, du bist ein guter Kerl," sagte sie einmal. „Aber du wirst mehr auszustehen haben, als ich. Dich werden sie windelweich prügeln!"

„Aber Hanne, es wäre doch so schön, wenn alle frei und Helden wären!"

„Wäre das schön? — Ein Loch in der Erde und Schollen darüber ist schön," sagte Hanne, drehte sich gegen die Wand und stieß mit den langen, weißen Fingern Löcher in den Kalk.

„Du mußt nicht so sprechen, Hanne! Du wirst gesund."

„Meinst du, Martin? — Dummer Martin! Esel du!"

„Im Frühjahr sicher, Hanne! Der Sanitätsrat sagt es auch und Herr Pastor, Frau Äbtissin..."

„Sagen die's?"

Die Äbtissin kam, brachte neu aufgeblühte Christblumen und Alpenveilchen für Hanne. „Aus dem Schnee heraus! Im Frühjahr suchst du selbst wieder welche mit uns im Walde. — Die Passionszeit unseres Herrn fängt jetzt an. Sicher, sicher zeigt er uns Gnade!"

Dann saß Gräfin Molsheim und nickte traurig mit einem Lächeln. Hanne lächelte wieder und nickte.

Benedikte von Hautefort bewegte in sich einen großen Entschluß.

Jeden Tag fragte sie den Geistlichen: „Haben Sie es Johanna gesagt? Soll das Kind unvorbereitet sterben?"

Melchior Baumann sagte: „Ich sage es ihr nicht. Es ist ein Kind."

„Ich werde es tun!" sagte die Stiftsdame.

Martina fand einen Tag Hanne ungewöhnlich still. Fräulein von Griesinger meinte, ein verheerender Sturm schien durch diesen friedlichen, kleinen Haushalt über seine Blumen, Apfelsinen und den zwitschernden Kanarienvogel gegangen zu sein.

„Was iſt geſchehen?“ fragte Martina.

Die Stiftsdame antwortete nicht. Aber Hanne ſagte: „Fräulein von Hautefort war hier. Sie hat mir geſagt, daß ich ſterben müßte.“

„Solch eine Perſon!“ ziſchte die kleine Griesinger ganz ingrimmig. „Solche Grauſamkeit, und ſie lügt noch dazu! Herr Sanitätsrat findet Hanne ſehr gut. Sie lügt.“

„Sie lügt nicht,“ ſagte Hanne ruhig. „Sie weinte hier und betete. Sie ſagt, ſie habe den lieben Gott täglich um Kraft dazu gebeten. Es müßte ſein.“

„Eine Heuchlerin! Eine grauſame, herzloſe Perſon! Wie kann man nur! Wie kann man? Ordentlich dick war Hannchen! Sie aß wieder ſo ſchön!“

„Sie mußte wohl,“ ſagte Hanne. — „Ich wußte es ja ſchon lange.“

„Nun glaube nur nichts davon, Hannchen,“ beruhigte die Kleine. „Ich ſpreche mit Frau Äbtiſſin, Herr Paſtor ſoll dir ſagen, daß es nicht wahr iſt.“

„Herr Paſtor,“ — Hanne lächelte. „Der ſagt's nicht. Der lacht.“

Der junge Geiſtliche war ſtrahlend heiter den Abend. Er erzählte Hanne die luſtigſten Dinge von Kindern, die tollten und auf Bäume kletterten. Als

Junge war er auf alle die höchsten Bäume geklettert. Oben glaube man, man sei ein Vogel, könne fliegen.

„Wenn ich tot bin, werde ich ein Spatz," sagte Hanne tiefbefriedigt.

Er lachte. „Auch ein Spatz ist Gottes Kindlein," meinte er.

. . . „Er weiß es nicht, darum ist er lustig," sagte Hanne zweideutig.

Das Stift lag eingeschneit im Februarschnee. Nur die Chaussee war gangbar gefegt, rechts und links türmten sich Wälle von prachtvoll weißem Federdaunenschnee. Wenn sie vom Spaziergang zurückkamen, waren die Backen aller Kinder apfelrot, sie pusteten auf ihre Finger, stampften mit den Absätzen. „Es ist kalt," sagte jeder. „Hei, kalt!"

Die Kleinen schneeballten sich und freuten sich besonders, wenn der tückische Ball den Nacken hinunter lief, um sich tief am Rücken aufzulösen. Fips und Mette zielten immer gerade dahin.

Martina durfte nicht mehr zu Hanne. Die Äbtissin kam mit immer trüberem Gesicht in die Schule. „Es geht eurer kleinen Gefährtin nicht gut," sagte sie auf Erkundigungen.

Die Kinder unterdrückten weitere Fragen. Jeden Abend ſtanden kleine, dunkle Punkte im dämmerigen, kalten Korridor nach dem Garten. Es waren die Getreuen, Mette, Fips und Martina.

Im Krankenzimmer waren die Rouleaus heruntergelaſſen, immer brannte Licht. Der Schnee leuchtete bläulich weiß von Dächern und Raſenflächen.

Fräulein von Hautefort ſchritt mit hochgehobenem Kopfe wie eine Statue, ſtreng und ſtarr.

Der Unterricht nahm ſeinen Fortgang, die Backfiſche kicherten, Trude Göckingk aß. Oft lachte auch Martina und aß und ſchrieb Extemporalien und deutſche Aufſätze.

Zweiundzwanzig Wochen hatte Hanne krank gelegen.

Dann kamen Tage, wo die über dem Stift lagernden Schatten bis auf die Erde zu hängen ſchienen. Die Stimme der Gräfin Molsheim brach, wenn die Bitte um Hannes Geneſung allmorgendlich und abends in das Gebet geſchloſſen wurde. Während des Geſanges: Die Liebe Gottes und die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes ſei mit dir ewig, mit uns allen!“ ſchluchzten die Kinder. Viele hatten die kleine, un-

nütze Hanne ſchon faſt ganz vergeſſen. Ja, Hanne Troſſel, war ſie denn noch da?

„So was dürfte eigentlich doch gar nicht ſein in einem Stift! Es iſt doch anſteckend und macht ſo traurig," ſagte Irma Theiſt.

Cecile Lanner zuckte die Achſeln. „Sie hat keine nahen Verwandten. Wer bekümmert ſich um ſie?"

Wenn die kleinen Mädchen in den großen Stuben des Nachts aufwachten, fingen ſie an zu weinen und fürchteten ſich, weil ſie an den Tod dachten. Der Tod war ein ſchauriges Ding, ein Gerippe mit einem Leintuch.

In der Kirche ſchloß der Pfarrer Hanne in die Fürbitte ein, mit dem König und den Schiffen, die auf hoher See ſind. Seine Stimme verſagte. Es war der Sonntag Eſtomihi, das Evangelium enthielt die Verkündigung der Leiden Chriſti, des Blinden Heilung: „Herr, daß ich ſehend werde!"

Martina hielt es nicht mehr aus: „Fragt Hanne nicht nach mir?" ſchoß ſie wild auf die Äbtiſſin los. „Sicher will Hanne mich ſehen!"

„Geh, mein Kind! Bete für Hanne!" ſagte die Äbtiſſin.

„Ich möchte Hanne ſehen!“

„Das geht nicht. Hanne iſt ſehr krank.“

„Stirbt Hanne?“ fragte Martina.

„Bitte zum lieben Gott, Kind! Wie Gott will.“

Martina haßte den lieben Gott. Eine Idee, daß man Hanne gegen ihren Willen von ihr fernhielt, daß man ſie mit Religion betäubte, ſetzte ſich hartnäckig in ihr feſt.

Sie wartete den Paſtor ab. Er kam aus ſeiner Parterreſtube im Stift und trug den Talar.

„Ich will Hanne ſehen! Ich will!“ ſagte Martina.

Er mochte einen unbeugſamen, entſchloſſenen Willen im Auge des Kindes ſehen. „Hanne iſt meine Freundin. Hanne hat mich lieb.“

„So komm!“ ſagte der Geiſtliche.

Er hielt Martinas kleine, kalte Hand auf dem Wege; die ſeine war warm und ſtark. Sie ſprachen nicht. Im Vorzimmer ſagte er zu Martina: „Bleibe hier.“ Die Tür blieb offen. Martina ſah die hohe Geſtalt von Fräulein von Hautefort am Fußende des Bettes ſtehen. Sie ſtand wie in einer Verzückung, das Bild einer Nonne. Der Lampenſchein bildete zwei goldene nach innen gebogene Hebehenkel

unter ihrer prachtvollen Büste. Die Äbtissin kniete vor dem Bett; sie betete das Vaterunser. Fräulein von Griesinger hockte schluchzend irgendwo, der Kanarienvogel unter einem weißen Tuch piepte schwach und schlug mit den Flügeln.

Von Hanne sah Martina nichts. Nun beugte sich der Pfarrer über sie.

Ein kleiner Laut der Zärtlichkeit, fast wie ein Lachen: „Melchior“ — — —

Der Geistliche sprach mit seiner warmen, starken Stimme. Er sprach sehr langsam über Hanne gebeugt. Der Atem seines Mundes mußte über des sterbenden Kindes Stirn gehen —

So sprach er:

. . . „Und er kam in das Haus des Obersten der Schule und sah das Getümmel, die da sehr weinten und heulten.

„Und er ging hinein und sprach zu ihnen: „Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Und sie verlachten ihn.

„Und er trieb sie alle aus und nahm mit sich den Vater des Kindes und die Mutter und die bei ihm waren, und ging hinein, da das Kind lag.

„Und er ergriff das Kind bei der Hand und sprach zu ihr: Talitha kumi. Das ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!“

„Und alsbald stand das Mägdlein auf und wandelte: es war aber zwölf Jahre alt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Was irdisch war von Hanne Trossel stand im Saal aufgebahrt. Man brachte ihr die allerersten Frühlingsblumen, halberfrorene, blaue Leberblümchen, Schneeglöckchen, kleine Krokus, die frühesten Kätzchen. Die sie in den Sarg legten, erstaunten, daß der Körper sich so gestreckt hatte, während der Krankheit gewachsen war. Fräulein von Hautefort und Fräulein von Griesinger wachten die Nacht bei der Leiche, die Äbtissin lag in ihrem Zimmer auf den Knien.

Vor den Fensterscheiben führten die Spatzen betäubende Konzerte auf, sie feierten Frühlingsfeste.

Martina empfand den Frühling jedesmal wie einen Rausch. Es beunruhigte sie, wenn die Winde brausten, in den Kronen der alten Kiefern wühlten und sie wie Wolkenballen zerteilten, sie hierhin

und dorthin warfen, während die Stämme ächzend knarrten.

Überall fand ein unendliches Rieseln, Rinnen, Sichauflösen und Gähren statt. Die Sonne zauste sich herum mit der Trübe, spielenden Buben ähnlich, die manchmal obenauf sind, manchmal Prügel bekommen. Eine gelbe Helle brachten eine oder zwei Mittagsstunden, dann wieder starrte sie bläulich weiß und eisig, als könnte sie niemals Mutterwärme entsenden, und im nächsten Moment peitschte einem der Aprilwirbelsturm den Regen um die Ohren, Eiskörner prasselten auf. Der Winter lieferte noch ein Rückzugsgefecht.

Aber er befand sich im Rückzug, und im jubilierenden Mai hielt der König seinen Einzug, mit wehenden, grünen Birken, geputzten Festjungfrauen gleich, mit lichter Buchenschönheit und knospenden Späteichen, während unter seinen Fußtritten der Rasenteppich leuchtend sich bestickte.

Solch ein Heidenkind war Martina, daß dieser Prinz ihr lieber war als der, der zu Ostern auferstand, in Jerusalem einzog, oder beide vermischten sich wunderlich. Derselbe Ausbruch der Freude und

des Lebens ſang: „Chriſt iſt erſtanden!“ und „Es wird Frühling!“

Nur konnten ſie ſich mit Bewußtheit noch nicht friedlich in ihr vertragen, der Heidenjüngling hatte alles Recht und war ihr Gott, Adonis oder Baldur, dem ſie in ihren jungen, glühenden und trotzigen Herzen Altäre erbaute, allen toten und drohenden Geſpenſtergöttern zum Tort.

Martina hatte die Feuerprobe auf Seelengröße beſtanden, hatte um Mitternacht ein Holzſcheit aus der Kirche, von der Altarſtufe weggeholt. Sie galt ſeitdem als gegen alle Teufel gefeit, man betrachtete ſie mit Ehrfurcht.

Selbſt die Backfiſche ſagten: „Man weiß nicht, was aus Martina wird!“

Sie ſagte ſtolz: „Ihr werdet mir noch mal ein Denkmal hier ſetzen.“

Das ärgerte die anderen, ſie nannten ſie eingebildet und närriſch.

Fräulein von Hautefort haßte das Mädchen. Sie hatte mit Martinas ſchwächſten Seiten, mit ihrer Unordnung und mangelnden Handgeſchicklichkeit zu tun.

Sie konnten ihr dienen, die nun Vierzehnjährige

beſtändig zu zwiebeln. Martina machte ihre Woche niemals ordentlich genug, und ſie konnte nun mal nicht nähen. Sie beſaß die Geduld nicht, ihre Hände wurden heiß, der Faden färbte ſich kohlſchwarz. Das Gebücktſitzen verurſachte ihr Kopfſchmerzen, ſie mußte ſich zuſammennehmen, um nicht zu weinen.

Marie Anderſſen, die immer noch in allen Klaſſen nachhumpelte, begriff es nicht. „Gott! Wenn ich deine Begabung hätte! — Das iſt doch leicht.“

Sie nahm einmal Martinas Hemd, ein ſchauerliches Machwerk, total verzogen, in Sackleinwand hergeſtellt, und nähte ihr heimlich eine tadelloſe Kappnaht herunter.

„Die haſt du nicht ſelbſt gemacht,“ ſagte Fräulein von Hautefort ſogleich. Martina ſchwieg.

„Wer hat dir's gemacht?“

Martina blieb ſtumm. Die Lehrerin nahm das Kind und rüttelte es an der Schulter. „Ich frage dich, wer die Kappnaht für dich gemacht hat? Hörſt du nicht?“

Martina hätte nicht antworten können, und wenn ſie im nächſten Augenblick für ihren Widerſtand gehenkt worden wäre!

„Du wirſt dieſe Kappnaht auftrennen, mir das Hemd zeigen und jeden Tag eine nähen, bis ſie ordentlich iſt!“

Das Mißtrauen ärgerte Martina noch beſonders, ſie konnte ſich nicht widerſetzen. Die Kappnaht gut zu nähen war ein unmögliches Beginnen in dem ſchlechten, verzauſten Zuſtand der Fäden.

Der Kampf ging vierzehn Tage und brachte allabendlich dieſelbe Szene. Das Hemd wurde dabei ſo, daß man es kaum mit einer Feuerzange angefaßt hätte.

Immer ſagte Fräulein von Hautefort dasſelbe harte: „Das iſt überhaupt keine Näherei, das iſt eine Sudelei!“

„Hemden näht man doch heutzutage mit Nähmaſchinen,“ wandte Martina trotzig ein.

„Du wirſt deine eben mit der Hand nähen!“

Marie Anderſſen beſaß volles Mitgefühl für Martina. „Wenn ich's doch für dich nähen dürfte!“ ſagte ſie. „Das iſt doch ſo einfach.“ Sie verfertigte mit Eifer und Kunſt die wunderbarſten Hohlſäume, Weißſtickereien und Häkelſpitzen; da wurde ſie lehrhaft überlegen. „Sie tut's ja nur, um mich zu ärgern. Sie weiß, daß ich's nicht kann,“ ſagte Mar-

tina hoffnungslos. Der Haß der Hautefort enthielt etwas anderes als das ewige Keifen und Aufziehen von seiten der Grosse; im Grunde blieb das leeres Geräusch, ging in ein Ohr hinein, zum anderen heraus, und Martina war abgehärtet.

Warum kann sie mich nur nicht leiden? fragte sie sich heimlich. Sie fühlte die Augen der Stiftsdame mit Haß und Abneigung auf sich gerichtet, sie entsann sich all ihrer scharfen Bemerkungen.

Der aussichtslose Widerstand machte sie ganz mutlos. Anstatt zu nähen, tat sie überhaupt gar nichts, trödelte vor sich hin, dachte an — — — dumme Sachen.

Kurios, woher diese Gedanken kamen! Man liebte sich und küßte sich ... Und dann? Sie entsann sich mit vollkommener Deutlichkeit der Szene im Kämmerchen mit Rosa und ihrer Gefühle nachher unter der roten Ampel der Flieb, auf dem weichen, weißen Fell.

Diese Gedanken kamen ihr oft, machten sie schläfrig, ließen sie all ihre Tätigkeit nach innen drehen, und warten. Ach, dachte sie, ist das dumm! Und merkwürdig! Wenn mir nur jemand mehr darüber sagte! Ich wüßte gern mehr.

„Weißt du, was eine . . . . . ist?“ fragte Cécile sie eines Abends beim Ausziehen.

Martina kannte das Wort aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn. Sie hatte immer gedacht, es bedeutete: mit „Prassen“.

„Das ist eine Frau, die sich für Geld an Männer verkauft. Sie sind angemalt und gehen auf den Straßen. So gehen sie“ . . . Cécile machte es mit anerkennenswerter Treue nach. „Sie wohnen in Häusern, wo man was bezahlt und reingeht.“

„Aber was tun sie da?“

Die zwei anderen lachten, daß sie sich überkugelt hätten.

„Ach, ich schlage hin!“ schrie Irma. „Cécile, halte mich! — Nein, Martina ist gottvoll!“

„Aber ich weiß doch nicht, was sie in den Häusern tun,“ sagte Martina ganz weinerlich.

„Jetzt geh hin und frag die Äbtissin! Wenn du noch ein Wort sagst, kneife ich dich!“

„Ich kann grad so fest kneifen wie du,“ sagte Martina stolz. „Ihr sollt mir auch alles sagen, braucht nicht immer Geheimnisse zu haben. Ich bin doch kein Kind mehr.“

Irma flocht ihre Zöpfe und lockte dabei die

Puſchel gefällig. „Nun, die Mutter der Leiningens iſt mit einem Klavierlehrer durchgegangen, ſie ſind geſchieden. Mama ſagt, ſie iſt eine Perſon, von der man nicht ſprechen kann. Sie näht in Frankfurt Knopflöcher an Stiefel. Ja, und Fräulein von Hauteforts Schweſter iſt eine — — ſo ein Frauenzimmer!“

„Fräulein von Hauteforts Schweſter“ — Martina glühte. „Aber hat denn Fräulein von Hautefort eine Schweſter?“

„Oh, hat ſie nicht! Und Grieschen hat auch einen Bruder, der um die Ecke gegangen iſt. In Amerika iſt er.“

„Hütet er da Schweine?“ fragte Martina etwas orientierter.

Darüber wollten ſich die andern totlachen. „Wahrſcheinlich. Ach, Martina, du Kalb!“

„Was tut Fräulein von Hauteforts Schweſter?“

„Nun, was tut ſie? — Es iſt nur ein ſolcher Skandal, weil ſie aus guter Familie iſt! Die Gräfin Zinna bei uns zu Haus hat ein Verhältnis mit dem Prinzen Pfungſt, und Lela Zimmermanns Couſine hatte ein uneheliches Kind. Die frühere Anna hier, die dicke, die wegging, hatte auch eins.“

Martina entsann sich Annas sehr gut, sie war ungewöhnlich häßlich, vierschrötig und gutmütig.

„Niemand hatte es gemerkt, die Damen und der Pastor nicht.“

Der Umstand erschien den Backfischen hervorragend humoristisch. Sie ringelten sich vor Lachen.

„Wie sollten sie es wissen?“ fragte Martina.

So einen Grünling wie Martina gab's nicht wieder. Selbst Emilie Bertuch lachte.

„Woher wußtet ihr es denn?“

„So etwas weiß man doch.“

Martina erfuhr alle diese Tatsachen ohne jede weitere Erklärung. Fräulein von Hauteforts Schwester ritt in ihrer Einbildung abwechselnd auf einem scharlachfarbenen Tier, mit Gold, edlen Steinen und Perlen übergüldet wie das Weib von Babylon, oder wälzte sich der heiligen Magdalena gleich mit aufgelösten Haaren, einen Totenkopf und die heilige Schrift neben sich, auf dem Strohlager. Frau von Leiningen rang auf einem Pechpfuhl die weißen, zerstochenen Hände, alle Vorübergehenden um Erbarmen anflehend.

Cécile und Irma gaben nun einige galante Abenteuer zum besten. Sie hielten Martina jetzt

augenscheinlich für gereift genug, an ihren Erfahrungen teilzunehmen.

„Ihr seid doch aber auch!“ sagte Emilie Bertuch.

„Gott, Emilie! Wer nicht von vornherein Zulauf hat, gefällt nie. Du — du hast Geld!“

„Ich will lieber gar nicht heiraten, als meines Geldes wegen genommen werden,“ sagte Emilie Bertuch.

„Ja, das kann man leicht sagen! — Soll ich später Klavierunterricht geben oder unartige Gören spazieren führen?“

Die Backfische unterhielten sich.

„Neulich hat mir M. B. (Melchior Baumann) gesagt, Fräulein Irmgard, vergessen Sie einmal Ihre blonden Locken!“

„Ich gucke immer Piccolomini (Herrn Steinke) so an —“, Cécile machte es vor —, „dann wird er ganz konfus, zieht seine Füße ein . . .“

„Grieschen verhängt, wenn sie sich auszieht, ihren Kanarienvogel, weil er ein Männchen ist.“

„Im Oberon lasen wir heut, wie die Mönche mit den Nonnen tanzen:

Ein jeder Büßer nimmt ſein Nönnchen bei der Hand,
Und ein Ballett beginnt. . . ."

Kurz vor den Ferien zogen die Backfiſche Martina in ihr tiefſtes Geheimnis. Sie beſaßen ein Buch, ein unanſtändiges Buch, das Irma ſich unterwegs auf der Bahn gekauft hatte.

„Da ſtehen Sachen drin!" Martina konnte es haben, wenn ſie wollte und ſich in acht nahm. Sie mußte ſchwören, daß ſie nicht verraten würde, woher ſie es hatte. „Auch wenn du geſchaßt würdeſt!"

„Auch wenn ich geſchaßt würde!" Martina ſprach die Eidesformel nach. Das Buch war Tolſtois Kreuzerſonate.

Martina las und fand abſolut nichts darin. Es langweilte ſie ein wenig, dann grübelte ſie darüber nach: Wer ein Weib anſiehet, ihrer zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen. — Wer ein Weib anſiehet . . .

Bei der Schrankreviſion fand Fräulein von Hautefort das Buch in einem alten Karton auf einem leeren Schrank.

Cécile und Irma leugneten glattweg.

Emilie Bertuch erklärte der Wahrheit gemäß,

daß sie von dem Buch nichts wüßte; es müßte Juliette Gaßmann, die Ostern abgegangen war, gehören.

Fräulein von Hautefort fragte Martina: „Hast du es gelesen?“ Sie dachte, daß Martina das Buch gelesen hatte und jetzt lügen würde.

Martina sagte einfach: „Ja!“

„Das ist ein verbotenes und unanständiges Buch.“

„Ich finde es nicht unanständig,“ sagte Martina.

„Weil du selbst verdorben und gemein bist!“

Alle menschlichen Beziehungen schienen Martina verzerrt, widerten sie an.

Ihr war nur noch draußen wohl. Immer schärfer schied sich in ihr dieser Gegensatz der grünen und goldnen Welt gegen ein graues schleimiges Gespinnst, das sie überkroch von irgendwo, aus Wolken, aus der Besessenheit kranker Gehirne.

Nackt baden ist unanständig, man soll sich beim Waschen nicht einmal ansehn, predigte der Kodex.

Bei den alten Germanen gab man der Jungfau, wenn sie vermählt wurde, Speer, Schwert und Schild,

ein gezäumtes Roß, in die Ehe mit. Das bedeutete, daß sie bestimmt war wehrhaft, und des Mannes Mitkämpferin zu sein.

Der Zorn stieg hoch und heiß in Martina auf.

In müßiggängerischer Unlust las sie dieses:

„Deine zwei Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden."

„Bis der Tag kühl werde und der Schlaf weiche; ich will zum Myrrhenberge gehn und zum Weihrauchhügel."

Der Sinn ist: Ich will so lange, bis der Abend kömmt, zum bitteren Myrrhenberge und Weihrauchhügel, so nennet er in Vergleichung der Vers 8 genannten großen Berge den viel kleineren Berg Zion, Ps. 68, 11, oder auch Golgatha, wohin die Andacht der Christen vornehmlich gerichtet ist, zu dir kommen und dich dahin auch bescheiden. V. 6. Math. 28, 16. Oder auch: Ich will mit besonderer Freude und Gnade zu meiner Braut, die solchen wohlriechenden Gegenden gleicht, kommen, V. 13, 14, und bis ans Ende bei ihr bleiben.

„Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an dir."

„Komm meine Braut vom Libanon; komm

vom Libanon. Geh herein, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden."

Dieser Vers sagt: Da ich zu dir kommen will, so mußt du auch zu mir nahen und die Höhen der Welt verlassen, womit soviel Gefahr verbunden ist.

„Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut, mit deiner Augen einem und mit deiner Halskette einer.

D. i. eingenommen durch Liebe, gleichsam verwundet. D. h. mit jedem Auge durch dessen Glaubensblicke.

Mit jeder derselben, die ich selbst als mein Geschenk dir gegeben, sie an deinen Hals zu hängen.

„Wie schön sind deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut! Deine Brüste sind lieblicher denn Wein, und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würzen."

Hier gehet eine neue Vorstellung des Vergnügens Christi an seiner Gemeine an, da er sie ansiehet als einen mit den edelsten Früchten prangenden Garten, Jes. 51, 3, welche Vorstellung bis C. 5, 2 gehet.

„Deine Lippen, meine Braut, ſind wie triefender Honigſeim, Honig und Milch iſt unter deiner Zunge, und deiner Kleider Geruch iſt wie der Geruch des Libanons.“

Wie die wohlriechenden Blumen und Kräuter auf dem Berge Libanon.

„Meine Schweſter, liebe Braut, du biſt ein verſchloſſener Garten, eine verſchloſſene Quelle, ein verſiegelter Born.“

Du biſt wie ein Garten, den man wegen ſeiner köſtlichen Früchte verſchließt, V. 14, wo zugleich eine lebendige Quelle von ſchönem Waſſer, V. 14, iſt, die man, damit ſie nicht trübe gemacht werde, zuſchließt und verſiegelt.

„Dein Gewächs iſt wie ein Luſtgarten von Granatäpfeln, mit edlen Früchten, Zypern, mit Narden.“

Die Pflanzen, die Sprößlinge, Jeſ. 60, 21, C. 61, 3, die du hervorbringſt, ſtellen ein Paradies vor, in welchem Granatäpfel und andere edle Früchte hervorgebracht werden.

„Narden mit Safran, Kalmus und Zimmet, mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen und Aloen, mit allen beſten Würzen.“

„Wie ein Gartenbrunnen, wie ein Born lebendiger Waſſer, die vom Libanon fließen.“

„Steh auf Nordwind, und komm Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß ſeine Würzen triefen.“

Sowohl rauher als ſanfter Wind, dem die Gemeine Chriſti, die dies redet, ſich unterwirft, weil beider obgleich einander ganz entgegenſtehende Wirkungen, Hiob 37, 9, 17, zur Fruchtbarkeit nötig ſind.

Die Braut wünſcht ſich die Gnade, recht fruchtbar zu ſein in guten Werken zur Verherrlichung und Freude des auf ihre Einladung, Vers 17, zu ihr kommenden Bräutigams, der ſich dazu, C. 5, 1, erkläret, aber ſpäter, als ſie es erwartet, woraus die hernach, V. 2, 17, folgende betrübte Verfehlung ihres Auftuns entſtehet.

„Mein Freund komme in ſeinen Garten und eſſe ſeiner edlen Früchte“ uſw.

In Martina war die Revolution. Ihre Augen, die hell waren wie nordiſcher Sommerhimmel, verfinſterten ſich beſtändig; der harte, abgekehrte Ausdruck wurde dort bleibend.

Sie ſprach wenig, aber ſie war ſich bewußt, daß alles, was ſie jetzt dachte, über die Grenze ging, in freies, wildes Land voller Gefahren und Abgründe, daß ſie dort kein Recht auf Schutz mehr beſaß, alle Vorteile der Geburt und Erziehung preisgab; ſie wollte keine Begünſtigung, ihre Gedanken erbauten Batterien, die, was ſie ſah, das Geordnete und Regelrechte, über den Haufen ſchoſſen. Ein blinder, ungeſtümer Drang, zu zerſtören, war in ihr. An Aufbau dachte ſie noch nicht. Mitkaputgehen im Chaos! eigentlich erſehnte ſie auch weiter nichts.

Sie ſtand als meuteriſch und gefährlich auf der ſchwarzen Liſte, man bändelte nicht gern mit ihr an, oder aber beleidigte ſie wieder nutzlos und ohne Grund. Sie ſchüttelte ſolche Anwürfe verächtlich ab, ſie trafen ſie gar nicht. „Sie iſt roh und ſchamlos," ſagten ihre Erzieherinnen.

„Ihr verletzt die Scham in uns!" ſchrie es in Martina. „Ihr ſeid ſchamlos und unverſchämt."

Sie ſprach eigentlich nie von den Dingen, die ſie bewegten. Ihre heimlichen Hefte trugen den Abdruck ihrer Seele — bei einer Entdeckung wäre ſie wohl diesmal rettungslos hinausgeflogen! Trotzdem war ihr Einfluß nicht unbeträchtlich, Helene Gade-

busch, Marie Andersſen, Mette und Fips waren ihre Freundinnen; mit den eleganten Backfiſchen verkehrte ſie kaum, ſie war zu ſchweres Gewicht für deren Wage.

Im übrigen ſorgte ſie dafür, daß ſie ſich muſterhaft benahm, damit ihr niemand gerechterweiſe nahetreten konnte.

Sie ſtand dieſen Winter in der Vorbereitung zur Konfirmation, der Geiſtliche erteilte den Unterricht zweimal in der Woche nach den Schulſtunden. Der Präparation zugrunde lag im zweiten Jahr der Heidelberger Katechismus.

Martina haßte das Buch. Was von religiöſen Gefühlsmomenten, von ſchönen und tiefſinnigen Vorſtellungen in ihr lebendig geweſen war aus dem erſten, hiſtoriſchen Unterricht, ſchlug jetzt die nüchterne, ſpitzfindige und unverſtändliche Dogmatik tot.

Der Lehrgang dieſes Katechismus folgt dem des Römerbriefes. Aus den drei Hauptſtücken: Von des Menſchen Elend, Von des Menſchen Erlöſung, Von des Menſchen Dankbarkeit, war nur das dritte, das die zehn Gebote behandelt, überhaupt verſtändlich. Von Kindheit auf hatte man dieſe gewußt,

nun wurden die Texte, über die kurze lutherische Erklärung hinaus, noch einmal breitgetreten und langgestreckt auf alle möglichen billigen, kleinen und kleinsten Alltagssünden angewandt. In ihrer Einfachheit standen diese Sätze in Erz gegossen; die Sünden, die sie nannten, waren furchtbar, bezeichneten Kämpfe der Urgewalten auf Höhepunkten des Daseins, die böse Lust scheuchten sie zurück mit ehernen Händen. Sie sprachen von Taten, verurteilten und belobten Handlungen. Diese Handlungen waren einfache, allen bekannte, dem Redlichen war möglich, sie zu vermeiden, des bösen Willens Herr und Richter zu bleiben.

Eine solche Welt verstand Martina vollkommen.

Ihre Lehrerinnen zankten sich untereinander, Eifersüchteleien und Umtriebe wurden den Kindern bekannt, sie waren ungerecht, straften, schalten. Wer denn tat nach Christi Wort, von sogenannten Christen? Du sollst nicht zwei Röcke haben! Gib deine Güter den Armen! Niemand soll König sein! Wehe euch, wenn ihr ärgert dieser Geringsten einen! — In der Welt trachtete man nach Stellung und Reichtum, es galt für ehrenvoll, selbst schon hier im Stift, Geld zu haben, die Stiftsdamen erzeigten

Emilie Bertuch oder den Minister- und Staatssekretärtöchtern außergewöhnliche Höflichkeiten. Wer fragte, ob Starke oder Schwache im Irrtum und Seelenangst verkamen oder wild liefen?

Ihr Stolz lief Sturm gegen die Heuchelei.

Gib mir einen Christen! Christentum! — Und ich will glauben! dachte Martina Boggesandt, sie dachte es oft, ernsthaft und mit Flehen.

Man nahm ihr den einzigen und versetzte Ihn in den Himmel. Verwirrend schob sich nun das Wunder ein, begann eine gewalttätige und kunstvolle Verrenkung natürlicher Begriffe. Weil Christus gestorben ist, durch sein unschuldig vergossenes Blut, finden wir, sündhafte und verlorene Menschen, Gnade vor Gott. Warum sind wir sündhaft und verworfen, alle, alle, schon die kleinen Kinder, die Ungeborenen nach uns? Was haben wir getan? War's nicht schöner, wenn unsere Vorfahren, Tiere oder Affen, sich emporrangen aus Schmutz und Wildheit? Es erhob, am eigenen Vaterland zu sehen, wie aus Geringem, Mißachtetem ein Kraftvolles, Selbstbewußtes und Ehrfurchtgebietendes wurde.

Schöner blickte es sich auf den Lauf der Menschheitsgeschicke so, als daß um uralte, tausendjährige

Sünde alle verdammt, zur Verdammung vorbestimmt sein sollten.

Unerbittlich, mit der düstren und wilden Beredsamkeit des alten Testaments wendet sich der Apostel, der ein „Schmäher und ein Lästerer" gewesen war, gegen diesen natürlichen, ersten Menschen.

Ihm bleibt keinerlei Selbstbestimmung: „So liegt es nun nicht an jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." Jakob wird geliebt und Esau gehaßt. Es gibt Gefäße des Zorns, von Anfang her verstockt, zugerichtet zur Verdammnis. Nicht die Werke lassen bestehen oder das Gesetz; den Auserwählten wird das Gnadengeschenk: Der Glaube.

Wo blieben Martinas Helden, die Helden der Menschheit von ehemals! Brutus und Cato, Wilhelm Tell, Leonidas, Schill, Bismarck?

„So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar."

„Sei willfertig deinem Widersacher bald."

Gegen nichts wird geeifert wie gegen Stolz und Hoffart, Persönlichkeitsbewußtsein ist Verhärtung. Was vor der Welt töricht ist, das Schwache, Unedle,

Verachtete, hat der Herr erwählet. Der Sünder findet Gnade.

Martina wollte keine Gnade. Ihre Sünde sollte ihre Sünde sein. Und was war Sünde?

„Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist."

„Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Übertretung eingeführt." Hundertundvierzigtausend sind in Zion, „die sich nicht befleckt haben mit dem Weibe."

„. . . Und wurden gewahr, daß sie nacket waren."

Diese Sünde war Adams Sünde.

Es ist nicht wahr! Nicht wahr! schrie es in Martina Voggesandt. Da ist Schönheit, ist unsere Freude, unsere Erlösung!

Die Frau in ihr empörte sich gegen die schimpfliche Herabsetzung des höchsten und schöpferischen Lebensakts.

Aber niemand war so sehr vor Gott verworfen wie sie. Denn er haßte nichts mehr als eigenes Denken. Triumphierend schon verkündet es der Psalmist. David, Abraham, Isaak und Jakob sind durch ihren Glauben gerecht geworden.

„Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit."

„Denn so du mit deinem Munde bekennst Jesum, daß er der Herr sei und glaubest in deinem Herzen, daß Gott ihn von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig."

„Denn so man von Herzen glaubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig."

Martina hatte diesen Glauben nicht. Sie glaubte nicht, daß Christus Gottes eingeborener Sohn war, von ihm selbst aus Marias Schoß gezeugt. Gelitten hatte er, er war gekreuzigt und gestorben, aber nicht auferstanden, „sitzend zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten."

Was war die Dreieinigkeit? Was die allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, an die sie glauben sollte. Und ohne jeden dieser Paragraphen, gläubig angenommen, war sie verdammt, ein Kind des Teufels, war der Hölle verfallen. Das hörte sie jeden Tag: Wer da glaubet

und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, wird verdammet werden."

Wie wagte man es! Wie konnte man ihr ein Joch auferlegen, das unerträglich war?

War sie die einzige, die nicht glaubte?

Sie saßen da in zwei Reihen, schon ermüdet und abgestumpft vom Unterricht der fünf Tagesstunden, Fragen wurden abgefragt, Sprüche hergesagt; immer galt die eine stillschweigende, selbstverständliche Voraussetzung, daß sie glaubten. Warum? Weil sie getauft waren. Was ist ein Täufling? Ein elendes, kleines, unmächtiges Menschengeschöpflein, das man auf den Armen herzuträgt.

Aber hier, wissend und wollend, traten sie ja wieder vor den Altar, um den Bund der heiligen Taufe zu bestätigen.

Martina suchte sich vorzustellen, was wohl geschehen würde, wenn eine sich dieser Bestätigung weigerte? Sicher wurde eine solche Schülerin aus der Schule fortgeschickt, vielleicht wurde sie einer Besserungsanstalt übergeben, jedenfalls war sie gesellschaftlich unmöglich.

Niemand dachte daran, diese Folgen herauszufordern, man gähnte und streckte sich, genau wie nach

den andern Stunden; die nichts wußten, wurden ausgescholten.

Glaubte wohl ihr Pfarrer selbst? Natürlich; warum sollte er sonst Pfarrer geworden sein? Er sagte nicht die vollkommenen Absurditäten der Äbtissin, glitt über Hölle und Teufel hinweg. Vieles mußte historisch aufgefaßt werden in der Bibel, das Hohelied war ein altorientalisches Brautlied. Er stellte oft den Wortlaut eines Spruches richtig, gab den griechischen und arramäischen Urtext, im übrigen beschränkte er sich darauf, das geschichtlich Gewordene zu erklären, den Aufbau der Kirche und des Dogmas nachzuzeichnen; an den Grundmauern selbst rüttelte wohl niemand.

Gerade an denen rüttelte und riß Martina, sie begriff so wenig, was dieser Zwangsapparat sollte, daß ihr das Ganze wie eine große Heuchelei, eine abgekartete Sache zu einem schändlichen und geheimen Zwecke vorkam. In früheren Zeiten verbrannte man Ketzer, jetzt schloß man sie in ein Netz ein, dessen Maschen gesellschaftliches Übereinkommen und vererbte Sittlichkeit unzerreißbar ineinander verwoben hatten.

Denn mit dem einen Eckstein fiel alles andere.

Und alles fiel: In der Geschichte gehörte ihr Herz heimlich allen Empörern und Rebellen; jenen Bauern, die Luther wie tollwütige Hunde totzuschlagen empfahl, der französischen Revolution, den Märztagen von 48.

Sie machte Gedichte an Fräulein von Hauteforts Schwester, die ihr im Licht einer kühnen und prächtigen Empörerin erschien. Frau von Leiningen war die Schwester in Tränen, mit den schönen Haaren, die in Simons, des Pharisäers, Halle zu Jesu Füßen kniete, oder sie richtete sich im Park von Fotheringhay stolz gegen Elisabeth auf:

„Weh euch, wenn sie von euren Taten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt."

Immer blieb Martinas Verbündete und geheime Kraftquelle die Natur draußen. In ihrer Weise fehlerlos lag sie, unbekümmert zeugend und treibend. Nichts starb, in scheinbarer Winterstarre barg sich das Leben zukünftiger Lenze.

In triefend schwarzen Baumästen, in windzerpeitschten Ranken, während fahl und verschwommen zwischen Wolken der Mond hing, fühlte Martina die gleichen wirkenden, freudigen Kräfte, die ihren

eigenen Leib ſtark und ſtählern machten, daß ſie wie eine Blume aufwuchs, ihren ſchmalen Kopf gerade trug.

„Wie ſie ſchön iſt!“ ſagten ſelbſt die Backfiſche. Die Kälte erhöhte nur das Inkarnat ihrer Wangen, Martina war die Stärkſte in der Klaſſe, hielt die zierliche, puppenhafte Cécile wie einen Strohbalg in der Luft. Ihre Knie zitterten nicht, während ihr Herz in ruhigen, ſtarken Schlägen klopfte.

Dem jungen Baumſtamme glich ſie, in der Erde ſicher gewurzelt, während ſeine Krone die Winde zauſen, und drängende Wolken ziehen darüber hin.

Die letzte Konfirmationsſtunde vor den Weihnachtsferien war geweſen, der Pfarrer hatte ſeinen Konfirmanden die Hölle heiß gemacht. Wer etwas nicht verſtand, ſollte fragen. Er ſchalt, ſeine Stimme grollte und donnerte über die Klaſſe.

Die Mädchen blieben mißmutig zurück. Faſt alle gehörten niedrigeren Schulklaſſen an als Martina; nur Aurelie Thaler war ihr beſſer bekannt, ſtammte aus ihrem eigenen Jahrgang.

„Ich glaube nicht an die Dreieinigkeit!“ erklärte Mila Gadebuſch, Helenens Schweſter, düſter. „An

Gott und Chriſtus, ja! — An den heiligen Geiſt glaube ich nicht!“

„Er iſt eine Taube,“ belehrte Edith Horwarth altklug. Sie war Céciles Couſine, eine unausſtehliche Zierpuppe.

Mila ſagte bockig noch einmal: „Ich glaube nicht an ihn.“

Aurelie ſah verſchloſſen und gleichgültig aus. Martina fühlte, daß die andere, die geſcheit war, ebenſo wie ſie nichts glaubte; deshalb vermieden beide, daß ihre Blicke ſich jetzt über Mila trafen.

„Gott! war Papſt heut wütend!“ ſagten zwei auf der hinteren Bank. „Was iſt denn das groß? Konfirmirt wird doch jeder!“

Die Einſegnung am Palmſonntag wurde als eine wichtige und bedeutſame Angelegenheit behandelt im Stift. Schon acht Tage vorher bekamen die Konfirmanden Ferien, um ſich für die öffentliche, vor der ganzen Stiftsgemeinde abzuhaltende Prüfung vorzubereiten, um ihre Seelen ganz auf das feierliche Ereignis zu richten. Man erwartete in dieſen Tagen, ſie mit Tränenſpuren, ein neues Teſtament

oder geistliches Vorbereitungsbuch in der Hand, zu sehen. Sie wurden als geweihte und ausgesonderte Wesen betrachtet, denen selbst der täppische Übermut der Kleinen nicht zu nahe treten durfte. Für die Prüfung legten sie schwarze Wollkleider mit schwarzen Glacéhandschuhen, für die Einsegnung selbst schwarze Seide und weiße Glacéhandschuhe an. Martina erhielt bei dieser Gelegenheit zum erstenmal ein Korsett, sie fand es gräßlich und unbequem. Alle Sachen bis auf das Hemd zog man neu an; die Konfirmanden waren in gewisser Weise kleine Bräute der Kirche, man sprach zärtlich und voll Achtung mit ihnen.

Lieder wurden vom Chor einstudiert, die Kirche war mit Palmen, Blattpflanzen und blühenden Topfgewächsen ausgeschmückt. An diesen Vorbereitungen beteiligten sich nur die Prüflinge nicht; alles geschah für sie in Liebe und Verehrung von den anderen, ihren Gefährtinnen. Man erwartete viel Besuch, Eltern und Angehörige der Auserwählten, es war Sitte, daß diesen reiche und kostbare Geschenke, besonders auch Schmucksachen, dargebracht wurden. Diese Sachen alle standen nachher im Saal zur Ansicht aufgebaut.

Die Prüfung fand am Freitag vor Palmſonntag ſtatt; nach der Konfirmation nahmen die Eingeſegneten mit ihren Angehörigen und der Stiftsgemeinde der Erwachſenen das Abendmahl; eine Vorbereitung vereinigte ſie mit dieſen in den Gemächern der Äbtiſſin am Sonnabend nachmittag.

Martina und ihre ſieben Gefährtinnen bildeten den alleinigen Mittelpunkt bei der Prüfung, der Pfarrer ſprach nur zu ihnen, jedes Auge in der Gemeinde war auf ſie gerichtet. Manche, zum Beiſpiel Mila Gadebuſch, ängſtigte eine ſolche Schauſtellung ihrer religiöſen Kenntniſſe. Ihre Zähne klapperten vor Angſt, die ganze Feierlichkeit der Veranſtaltung war natürlich für ſie dadurch in Frage geſtellt. Mila verwirrte ſich in den Bitten des Vaterunſers, ſie wußte nicht einmal das vierte Gebot mehr. Gewiß wurden die Fragen einigermaßen ſo geſtellt, um ihre Gebrechen zu verdecken, aber ſie konnte ſich denken, daß weder die Äbtiſſin noch ihre Lehrerinnen ihr beſonders wohl wollten. Edith Horwarth zierte ſich unbeſchreiblich, im eleganteſten, knapp anliegenden Schneiderkleid mit Weſpentaille, ſie ſpielte eine rührende und muſtergültige Figur, ihre elegante Mama nahm es mit Befrie-

digung wahr. Auch Direktor Thaler und seine Söhne waren in der Kirche; wie zu erwarten war, antwortete Aurelie sicher und treffend.

Einer der Prüflinge lag es ob, das apostolische Glaubensbekenntnis laut, vor der ganzen Gemeinde, auszusprechen. Der Geistliche rief dazu Martina auf.

In diesem Moment blieb jedes Auge in der Kirche, blieben auch die Blicke der übrigen sieben Konfirmanden, auf Martina geheftet. Sie sah die dunklen, etwas verschleierten Pupillen von Aurelie Thaler; diese zuckte mit keiner Wimper. Durch alle fünf langen Spitzfenster fiel die Sonne, die gekalkte Kirche erschien sehr weiß, von gelbem Sonnenschein überflutet. In dem fehlenden Glasviereck hüpften die Spatzen aus und ein, sie zwitscherten und schilpten.

Martinas junge und klare Stimme füllte den ganzen Raum unter ehrfurchtsvollem, tiefen Verstummen jedes anderen Geräusches. Sie sagte:

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren

zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen."

Der Geistliche sah auf seine Konfirmandin, die Äbtissin hatte den Kopf geneigt und betete über gefalteten Händen. „Sehr schön," lobte der General Graf Lanner, Ediths Onkel, beinah laut. Frau von Horwarth wischte sich stimmungsvolle Tränen aus den Augen.

Martinas Stimme hatte nicht einmal gebebt oder ausgesetzt. Sie wußte, daß jeder Satz, den sie aussprach, für sie eine Lüge war. Die Spatzen zwitscherten und zankten sich jetzt lauter als vorher, einer war auf den Sockel des Marienbildes geflogen, plusterte sein wolliges Wintergefieder dicht neben dem weißen, starren Gewand. Über den sonnenhellen Aprilhimmel draußen ging eine Wolke und plötzlich wieder, nur auf Minutenlänge, plad-

derte Regen gegen die Fensterscheiben. Sie sah das Auge Gottes am Hochaltar nicht, da sie gegen die Gemeinde gewandt sprach. An der höchsten Spitze der Pyramide unter den Holzarabesken lag es wimperlos blau, mit einer angemalten, starren, schwarzen Pupille. Zwei Teufelsfratzen über der Orgel blecken weiße Zähne aus züngelnden, roten Rachen.

Die Prüflinge aßen nachher allein mit den Damen und Gästen. Die Äbtissin küßte jede, auch Mila Gadebusch trotz ihrer theologischen Unzulänglichkeit. Nur Fips konnte sich nicht enthalten, die Freundin zu schubsen: „Du bist aber auch zu dumm, Mila!“ Der General Graf Lanner fand, daß in Martinas Bekenntnis Begeisterung und Glaubenstreue sich ausgedrückt habe, und beglückwünschte die Gräfin Molsheim zu solchen Ergebnissen ihrer Erziehung. Frau von Horwarth ordnete etwas an Ediths Spitzenkrägelchen.

Alle Zöglinge, die am folgenden Tag das Abendmahl nehmen sollten, vereinigten sich am Sonnabend nachmittag in den Zimmern der Gräfin. Die Konfirmanden waren zum erstenmal zu diesen Riten mit zugelassen. Die Äbtissin saß auf dem Sofa, las aus einem Beichtspiegel Fragen zur

Seelenerforschung nach den zehn Geboten vor. Sie hatte eine Lampe vor sich stehen und las mit langsamer, eintöniger und sehr ernster Stimme. Die Kinder knieten vor ihren Stühlen, das Gesicht mit den Händen bedeckt, die ersten knieten noch in halber Dämmerung, weiter entfernt von der Äbtissin wurde es immer dunkler; im zweiten Zimmer herrschte vollkommene Nacht. Diese Vorbereitung dauerte sehr lange, oft vier bis fünf Stunden lang, die Fragen gingen außerordentlich ins Kleinliche und Genaueste, waren in ein altertümliches und kurioses Deutsch gefaßt. So fiel Martina eine Frage zum sechsten Gebot auf: Hat eine unter euch gesündigt durch geile und üppige Kleidung? Helene Gadebusch die neben ihr kniete, strich vielsagend über den abgeschubberten und glänzend gewordenen Ärmel ihrer braunen Schuluniform. — Wenn ein Gebot mit sämtlichen dazu gehörigen Fragen beendet war, antworteten die Mädchen unisono: Ja. Das ganze Verfahren war außerordentlich anstrengend und erschöpfend, in gewisser Weise eindrucksvoll. Von außen leuchtete geisterhaft der Mond herein, die Helden von Problus und Mars-la-Tour, Friedrich Wilhelm des Vierten frommer Freund, hörten zu, ein weißes

Geſicht, über gefalteten Händen in den Nacken zurückgeworfen, mit ſehr dunklen, geweiteten Augen ſchien hie und da die Decke durchdringen zu wollen. Andere ſchluchzten und ſtöhnten.

Für die Gräfin Molsheim fingen die eigentlichen Strapazen dieſer der Reue und Buße gewidmeten Sonnabendnacht jetzt erſt an. Sie beſchied jede einzelne der Schülerinnen zu ſich in ihr Privatgemach, wieder nahmen die Konfirmanden dabei den Vorrang.

Die Gräfin ſprach mit großer Güte zu Martina, ſie hätte ſie immer lieb gehabt. Martina wußte es, und ſie dachte ſich, daß ſie ohne ihre Frömmigkeit, die zu einem mittelalterlichen Charakter gar nicht paßte, gut mit Frau von Molsheim ausgekommen wäre. Die Religion ſtand als Scheidewand zwiſchen ihnen; die Gräfin ſprach über Martinas Fehler, machte ihr insbeſondere zur Pflicht, bei den Damen und ihren Mitſchülerinnen, die ſie beleidigt hatte, um Verzeihung einzukommen. „Gerade wenn dich ein ſolcher Gang Selbſtüberwindung koſtet, mußt du ihn tun! Denke, daß wir alle in Gott nur ſolche chriſtliche Stärke der Selbſtüberwindung finden! Ohne ihn ſind wir hoffärtig, voll Haß und

Rachſucht. — Geh mein Kind! Du weißt, daß Chriſtus ſelbſt uns ſolche vorherige Ausſöhnung befiehlt. Hüte dich, unwürdig von ſeinem Leib zu eſſen und von ſeinem Blut zu trinken! Morgen iſt für dich ein ſehr feierlicher und bedeutungsvoller Tag deines Lebens, ſieh, daß du ihn reinen Herzens, frei von Groll und Haß antrittſt! Dein ſchönes Bekenntnis hat mich gefreut, Kind! Es freute mich!"

Sie umarmte und küßte Martina; dieſe ließ ſich küſſen. „Denke daran, Martina, daß geſchrieben ſteht, eure Lehrer haben über euch Rechenſchaft abzulegen, ‚auf daß ſie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen.' Es iſt ein ernſter Beruf, ich habe ihn nicht leichtfertig erwählt, ſondern nach ſtrenger Prüfung meines Selbſt, für euch, für meine Kinder, für die Waiſenkinder zuerſt."

Als Martina fort ging, war ſchon die ihr Folgende an der Tür; in gleicher Weiſe hatte die Äbtiſſin zu Vierzigen zu ſprechen.

Dies allgemeine um Verzeihungbitten war ein Gebrauch, dem ſich niemand entziehen konnte, Martina fiel ein, daß ſie gegen Trude Göckingk bei Gelegenheit der Konfirmation ihrer früheren Freundin roh und unverſöhnlich geweſen war. Trude hatte

ſie damals um Verzeihung gebeten, Martina hatte ihr ins Geſicht gelacht und die angehende Heilige Schöps genannt.

Ja, alſo mit Trude Göckingk mußte ſie das unbedingt recht machen! Sie fand ihre jetzige Feindin auf dem Korridor vor ihrem Spinde kniend. Trude hatte immer geheime, aus den Ferien mitgebrachte Eßvorräte in irgend einem Schubfach, die ſie mit ſolcher Sparſamkeit verwaltete, daß ſie ihr bis zum nächſten Ferienanfang vorhielten. Die anderen nannten das Geiz, und Trude ging unter dem ſchönen Beinamen: Schacherjude!

„Na, Schacherjude," wollte Martina gerade anfangen, als Trude bei ihrer Ankunft blitzgeſchwind und inſtinktmäßig das Schubfach ſchloß; ſie beſann ſich und ſagte ſtatt deſſen: „Trude, ich bitte dich um Verzeihung, wegen morgen, weißt du. Ich war ſehr grob gegen dich."

Trude hatte noch beide Backen geſtopft voll von alten Weihnachtspfefferkuchen, ſie wußte, daß die Situation Würde von ihr forderte, kaute alſo erſt zu Ende. Ihre Gegnerin konnte ruhig warten, endlich einmal, in dieſem Fall, war ſie die Gewährende. Verzeihen mußte ſie zum Schluß, ihre Vergebung

zu versagen wäre ebenso verbrecherisch gewesen, wie Martinas Nichteinkommen darum, Trude hätte dadurch ihr eigenes Seelenheil gefährdet.

„Du hast mich Schöps genannt," stellte sie fest.

Sie küßten sich ohne jede Wärme und Rührung. Trotzdem war nur durch diesen Akt, beider Meinung nach, einer Christenpflicht Genüge geschehn.

Fips und Mette warfen sich leidenschaftlich über die Konfirmandin, die ihr Schwarm war. Fips sagte: „Es waren doch großartige Zeiten mit dir, Martin! Die jetzige Generation ist fad und kraftlos. Denkst du, die hätten noch den Schneid, einen Streik zu machen! Reptile und Schuster sind's."

Mette bestätigte, daß die Entartung so weit fortgeschritten wäre, daß selbst Flieb einen Schwärmer hatte. Die Betreffende hieß Micke und stammte aus Lüdenscheid. Ungeheuerste Verachtung des Geburtsorts sprach aus Mettes Betonung. „Mußt du Flieb auch um Verzeihung bitten?" erkundigten sich die zwei.

„Das muß ich wohl," sagte Martina seufzend. „Na, es ist ja damit dann abgetan, und das rechnet ja doch nicht."

„Nee! Nee!“ bestätigten beide sofort eifrig. Konfirmation war ein Ausnahmefall.

Martina ging zu Marie Andersſen und sagte: „Verzeih, daß ich dich so oft verachtet habe, Tippchen.“

„Aber davon habe ich doch nie was gemerkt,“ sagte die kleine nunmehrige Selektanerin verwundert.

Sie umarmten sich sehr aufrichtig, das weichmütige Tippchen vergoß Tränen.

Auch Fräulein von Grieſinger weinte, als Martina bei ihr war. Sie sprach von Hanne. „Unſer Engelskindchen iſt jetzt im Himmel. Da betet der kleine Engel morgen für dich!“

Martina wunderte ſich, wie die Dame, die Hannes Charakter genau kannte, eine ſolche Auffaſſung haben konnte. Die kleine, ältliche Stiftsdame hatte im ſteten Zuſammenſein mit dieſem einzelnen Kind ein ſpätes Aufblühen mütterlicher Gefühle erlebt. Hanne war in ihrer Phantaſie ihr Kind geworden, ihr Bild ſtand mit Efeu umwachſen in der Stube, alle Überbleibſel von Hanne waren Reliquien. Übrigens war das Bild außerordentlich ähnlich, der ſpöttiſche, weltüberlegene Ausdruck in Hannes Geſicht war gut getroffen. So ſah ſie jetzt

auf die beiden, gar nicht engelhaft, aber vollkommen heiter. In diesem Augenblick begriff Martina, daß es etwas wie heiligen Humor geben mochte, und sie war Grieschen trotz ihrer scheinbaren Heuchelei gut, ja, sie empfing den vielgefürchteten Saucenkuß ohne Widerstreben und Mutwillen.

Die Flieb hielt es für notwendig, Martina zu erzählen, daß alle Gottesleugner unter furchtbarsten Verzerrungen und Verwünschungen gestorben seien, wie zum Beispiel Voltaire, Heine, Lord Byron, — damit log sie einfach. Der Spötter kam sicher in die Hölle, und der Ungläubige schmorte in ewigem Feuer. Es war vorgekommen, daß Gott Lästerer direkt mit Blitzschlägen getötet hatte, unter Heiden und Atheisten gab es nur sittenlose und niedrigdenkende Menschen. Martina wußte nun ganz genau, wohin sie eigentlich gehörte. Die anderen Damen waren kühl freundlich, der Gelegenheit entsprechend.

Fräulein von Hautefort fragte sie: „Kommst du zu mir, weil du willst oder weil du mußt?"

Martina schwieg darauf.

Die Stiftsdame betrachtete das Mädchen mit aufsteigendem Zorn. „Es wird dir schwer, dich selbst zu überwinden. Denkst du, es ist so leicht, daß

man es aus Eigenem überhaupt vermag? Denkst du, wenn Gott mir nicht beistünde, täglich, stündlich, wenn ich nicht im Gebet von ihm Kraft erflehen könnte, ich wäre hier, lebte wie ich lebe, mit allen meinen Fehlern und Leidenschaften, ich, ein armer, sündiger, vor seinem heiligen Angesicht verworfener Mensch? Es scheint dir ein stilles Leben, jahraus, jahrein das Gleiche, ich muß mich täglich zügeln und bezwingen. Wenn mir mein Glaube nicht hülfe, wo wäre ich?"

Martina sah sie groß an. Sie begriff, daß sie vor dem Ringen und Leiden einer starken Natur stand; die stolze und lebensvolle Schönheit der Dame erhöhte den Eindruck. Sie sagte: „Verzeihen Sie mir!"

„Was soll ich dir verzeihen?"

„Daß ich Sie haßte," sagte das Mädchen langsam.

„Warum haßt du mich?"

„Sie haben mir unrecht getan," sagte Martina leise.

„Hast du mir nie unrecht getan?"

„Ich glaube jetzt wohl."

„Warum glaubst du das jetzt?"

„Weil Sie auch kämpfen," sagte Martina schließlich.

Die Stiftsdame küßte sie. „Kind! Gott behüte dich vor solchen Kämpfen! Solltest du darin stehen, erinnere dich, wir sind nicht stark genug, uns selbst zu besiegen! Bei Gott ist immer eine Zuflucht. Er ist unsere Stärke, unsere Kraft. — Er möge dich beschützen! Er helfe mir!"

Martina dachte an manches, was über Nervenkrisen, schwere Migränen und Krampfzustände der Stiftsdame getuschelt wurde; das Auge der Äbtissin lag oft sorgenvoll auf ihrer Untergebenen.

„Ich bin vielleicht zuweilen hart. Ich bin auch hart gegen mich selbst."

Martina empfing einen nachhaltigen und erschütternden Eindruck.

Der Geistliche sagte: „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sie sind mir eine aufmerksame und ausgezeichnete Schülerin gewesen."

Martina sah ihn an. Er sah sie an, aber sie sagte oder fragte nichts.

Alle acht waren sie in schwarzer Seide mit weißen Handschuhen. Die Gemeinde sang: Nun freut euch, liebe Christengemein!"

Die Versammlung war sehr glänzend. Die Äbtissin und alle ihre Damen wohnten im höchsten Staat mit den Stiftsorden an breiten blauen und gelben Seidenbändern bei, Gräfin Molsheim trug alle ihre Orden, die meisten Väter und Anverwandten der Einzusegnenden waren in Galauniform; um der drei Externen willen, die mit konfirmiert wurden, hatten sich alle Honoratioren, die reichen Fabrikanten der Gegend, eingefunden. Die Feier selbst war, gerade durch die Abgeschlossenheit, die innerhalb dieses Rahmens doch gewahrt blieb, schön und würdig.

Unähnlich der strengen Nüchternheit desselben Raumes am Prüfungstage hatte man Altar und Chor in ein Blumenmeer umgewandelt. Hohe Palmen bildeten nach beiden Seiten Wände, von denen sich Blattpflanzen und Ziertannen zu niedrigen rosa Balsaminen, Azaleen und Alpenveilchen abstuften.

Frühlingsreiser und Palmen staken in den Vasen vor dem Marienbild und auf dem Hochaltar.

„Du Tochter Zion, freue dich sehr!
Tochter Jerusalem, jauchze!“

riefen und jubelten junge Stimmen aus der Höhe.

Der Predigt folgte eine Anſprache vom Altar aus an die Konfirmanden, ſie wurden gefragt, ob ſie ihr Chriſtengelübde der heiligen Taufe, nachdem ſie im chriſtlichen Glauben ordnungsmäßig und gründlich unterwieſen, hier vor einer chriſtlichen Gemeinde erneuern wollten, und antworteten: Ja. Jede wurde dann einzeln mit ihrem Namen aufgerufen, kniete vor dem Geiſtlichen hin, empfing den Segen und einen Merkſpruch.

Martina kniete wieder zuerſt, der Pfarrer legte die Hand auf ihren Scheitel:

„Denn er hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß ſie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtößeſt.“

— Es erſchütterte Martina, daß Paſtor Baumann gerade dieſen Spruch gewählt hatte.

Weil Martina keine Mutter oder nahe Angehörige hatte, nahm ſie das Abendmahl zwiſchen der Äbtiſſin und Fräulein von Hautefort.

„Schmücke dich, o liebe Seele“ . . . ſang jetzt, langſam und pſalmodierend, die Gemeinde.

Die ganze letzte Zeit, in der vorigen Woche unausgesetzt, hatte ihnen der eine Spruch in den Ohren gelegen: Welcher aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber zum Gericht.

Es war kalt in der Kirche, ein sehr durchdringender Weihrauchgeruch war vom Hochamt in der Frühe haften geblieben.

Martina fühlte einen nervösen Schauer. Der Mann auf der Wolke, das blutige Bild des Altars waren ihr plötzlich greifbar, ganz nahe gerückt. Ich glaube dir — ich glaube dir — — schrie es in ihr. Dann — wenn das geschieht, sie wußte nicht was, — wenn ich fühle! — —dann will ich glauben!

Sie aß einen Bissen Brot, der einen faden, aschähnlichen Geschmack hatte.

Als der Pfarrer ihr den Kelch bot, dachte sie daran, diesen Kelch zu fassen und von sich zu schleudern. Sie sah deutlich das weiße Holz, die vergoldeten Initialen des Hochaltars, gegen den sie ihn schleudern wollte. Ein silberner Blitz ginge durch die Kirche . . . ein Krachen, Aufschreien würde folgen . . . Das wäre das andere Wunder gewesen!

Der einfache Befehl einer Hand, die ausgestreckt blieb, zwang sie zu trinken. Sogleich warf

sie den Kopf zurück mit einem Ausdruck der Todesangst, ihre Augäpfel drehten sich, sie wollte schreien.

Der Schluck glitt sacht durch ihre Kehle in den Schlund. Sie schrie nicht. Neben ihr bückten sich, tranken andere.

Unter Orgelklängen traten die Gemeindemitglieder an ihre Plätze zurück, zu einem stillen Gebet und dem Segen.

Da wußte Martina, daß zwischen ihr und einer ganzen, versunkenen Welt ihrer Kindheit, das Band durchschnitten war.

Sie wurde umarmt, beglückwünscht, empfing eine Menge Geschenke, eine goldene Uhr, Armbänder und Ringe, sogar Fächer und Ballblumen. Der Pastor trat ein, jetzt in gesellschaftsmäßigem schwarzen Rock, noch rot von der Kälte, scherzte und plauderte mit seinen Konfirmanden und den Gästen.

Am Apfelbaum draußen schwollen rötlich braune Knospen.

In Vorbereitung: „Sünde", Zweiter Teil.

VITA, Deutſches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Der König

Roman von

Hans von Kahlenberg

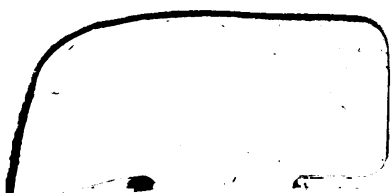
8. Auflage

Preis broſchiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50

Eine beachtenswerte Probe ihrer bedeutenden Begabung gibt Hans von Kahlenberg in ihrem neueſten Roman. Mit Intereſſe folgt man der feſſelnden Darſtellung. Die Dichterin ſchildert die Erſchütterungen, denen ein moderner Kulturſtaat ausgeſetzt iſt, mit großer Kraft. Es iſt der alte Weg: Durch Revolution zur Reaktion. Die Idealiſten, der König ſowohl wie ſein Miniſter Sizo, beſonders letzterer, der ein utopiſtiſches Ideal verwirklichen will und zuletzt vom Volke, deſſen Beſtes er erſtrebte, zerriſſen wird, — die Idealiſten müſſen im Kampfe für ihr Ideal unterliegen. Die Menge jubelt zuletzt dem zu, der ſie bändigt, wie man eine Beſtie bändigt. Das iſt der bittere Grundgedanke dieſes Romans, der an vortrefflich charakteriſierten Menſchen reich iſt, die ſich vor einem hintergrunde bewegen, der trotz aller Märchenhaftigkeit dank der glänzenden Schilderungsgabe der Verfaſſerin doch real wirkt. Als Ganzes verdient der Roman Beachtung als das Werk einer Dichterin, die beſeelt iſt von einem heiligen Haß gegen alles Morſche und Faule und mit Unerbittlichkeit die Geißel der Wahrheit ſchwingt gegen alle Verlogenheit und Niedertracht.

Rhein.-Weſtf. Ztg.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410